

TIMETRAVELLER

Reisen durch Zeit und Raum

Episode 8

NEOFAR

von Gloomy Tomb

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Die große Onlineserie

Gloomy Tomb

Timetraveller - Reisen durch Zeit und Raum

Episode 8

Neofar

Cover und Coverbild © 2008 by Tommy Tohang

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.
Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Neofar

Ähnlichkeiten mit Örtlichkeiten und historischen Persönlichkeiten unserer hiesigen Welt sind zufällig beabsichtigt, weil die Burg Falkenstein in den östlichen Ausläufern des Harzes eine zu schöne Kulisse für diesen Roman abgegeben hat.

Abweichungen von der Geschichte sind tatsächlich beabsichtigt, da die Handlung dieses Romans in einer Parallelwelt spielt.

Die beiden Männer standen auf dem Bergfried und spähten durch die Zinnen auf das Land, das sich vor ihnen ausbreitete. Der Anblick war überwältigend. Die Berge und Wälder schienen Ruhe und Frieden auszustrahlen, doch Burchard wusste, dass dieser Schein sehr trügerisch war.

Burchard, der Graf von Falkenstein, trug über seinem grünen, knöchellangen Untergewand ein dunkelviolettes Obergewand und zum Schutz vor der Kälte einen langen Mantel, der mit einer Fibel an den Schultern zusammengehalten wurde. Seine Füße steckten in kostbaren dunkelbraunen ledernen Schlupfschuhen.

Wolfram, Berater und fast so etwas wie ein Freund des Grafen, steckte wie immer in seiner Rüstung. Denn auch er wusste um die ständige Bedrohung, der die Burg ausgesetzt war, und legte seinen Ringpanzer und den Rundhelm nur zum Schlafen ab. Seine Waffen hatte er jedoch am Fuße der Treppe des Bergfrieds gelassen, denn die hölzerne Treppe war auch ohne diese zusätzliche Last schwer zu erklimmen. Und die zwei Wachen auf dem Turm waren mit Lanze und Axt jeweils ausreichend bewaffnet, sodass Wolfram im Fall eines Falles zu einer der Waffen greifen konnte.

Graf und Ritter standen nebeneinander und blickten lange wortlos über das Land. Ganz in der Nähe lugten ein paar Trümmer der alten Burg Falkenstein zwischen den Bäumen hervor, doch jedes Mal, wenn Burchard danach Ausschau hielt, meinte er zu sehen, dass die Burg immer mehr in sich zusammenfiel. Und dann stiegen die Ängste in ihm auf, über die er nur mit Wolfram reden konnte.

»Meinst du immer noch, dass es klug war, die Burg an dieser Stelle zu erbauen, Wolfram?«

»Mein Herr, davon bin ich überzeugt. Ein drittes Mal wird *er* es nicht wagen.«

»Was macht dich da so sicher?«

»Er weiß nicht, dass es hier noch Menschen gibt. Er wird doch glauben, dass mit dem Untergang der Konradsburg und des alten Falkenstein auch alles Leben ausgelöscht wurde. Was also will *er* noch?«

Diese Frage wollte Burchard dem Ritter nicht beantworten, obwohl er es gekonnt hätte. Doch in dieses düstere Geheimnis weihte er niemanden ein, so sehr fürchtete er sich selbst davor.

In diesem Augenblick schob sich eine dicke schwarze Wolke vor die Sonne. Dem Grafen lief ein eiskalter Schauer über den Rücken.

»Mein Herr, Abt Adalbert hat einen Boten gesandt, der eine Nachricht für Euch hat. Werdet Ihr ihn empfangen?«, fragte Wolfram nach einem Moment der Stille.

»Was will er denn schon wieder? Braucht er etwa noch mehr Bauarbeiter? Ich kann keine Männer mehr schicken, die Burg muss endlich fertiggestellt werden.«

»Der Mönch hat mir sein Anliegen nicht vorgetragen. Er sagte, es sei ihm aufgetragen worden, sein Anliegen nur dem Grafen zu unterbreiten«, antwortete der Ritter.

»Dann wird sich der Abt noch ein wenig gedulden müssen. Der Mönch muss warten. Ist das etwa der Dank dafür, dass ich ihm die Konradsburg zur Verfügung gestellt habe, damit er dort ein Kloster errichten kann?«

Wolfram musste bei diesen Worten innerlich lächeln. Das war ein geschickter Schachzug seines Herrn gewesen, die Ruinen der Konradsburg der Kirche zu überlassen. Durch diese Stiftung hatte sich Burchard das Recht auf die Lehensverwaltung und Rechtsprechung erworben und konnte nun den Titel eines Grafen tragen. Für die anfallenden Arbeiten am Bau des Klosters konnte er also schon die Bauern seines Lehens zur Fronarbeit einsetzen und

gleichzeitig die Arbeit an seiner Burg weiterführen.

Burchard genoss noch für einen Moment die Ruhe auf dem Bergfried, bevor er die Treppen wieder hinabstieg und sich seinen Pflichten als Graf von Falkenstein stellte.

Kaum betrat er den Burghof, da wurde er schon von einem Diener auf den wartenden Mönch hingewiesen. Dieser stand mit gesenktem Haupt mitten im Burghof, sodass sein Gesicht unter der schwarzen Kapuze seiner Kutte verborgen blieb. Der Graf ging auf ihn zu.

Der Mönch neigte sein Haupt noch ein wenig weiter nach vorn, bis der Graf ihn ansprach.

»Was ist dein Begehrt?«, fragte er nicht gerade freundlich. Der Mönch hob den Kopf und nun konnte Burchard das Gesicht unter der Kapuze erkennen.

»Vater, Ihr?«, fragte er verwundert. Der Abt schüttelte leicht den Kopf, um dem Grafen zu bedeuten, dass er vorerst unerkannt bleiben wollte. Burchard verstand. Und sofort schlug sein Herz schneller. Wenn der Abt persönlich und ohne Schutz den Weg hierher genommen hatte, dann verhielt das gewaltige Probleme. Burchard gab dem Kuttenträger ein Zeichen, dass er ihm folgen solle und ging auf den Palas zu, wo er zunächst ungestört mit Abt Adalbert reden wollte.

Nachdem der Graf alles Gesinde des Raumes verwiesen hatte, bot er Adalbert einen Platz am Feuer an, welches in der Mitte des Raumes brannte. Der Palas war für diesen Zweck nicht erbaut worden, deshalb war die Luft hier drin auch stickig und verräuchert. Doch Burchard hatte genug von dem langen Winter und wollte einfach nicht mehr frieren. Einzig die Kemenate seiner Tochter verfügte über einen gemauerten Kamin, doch dahin konnte und wollte der Graf sich in der Kälte nicht zurückziehen. Und schon gar nicht mit dem Abt.

»Vater, ist die Botschaft, die ihr überbringt, das Risiko einer Reise allein durch die Wälder wert?«, fragte der Graf streng.

»Mehr als das, mein Herr. Was ich Euch zu sagen habe, darf niemand sonst erfahren«, erwiderte der Mönch eindringlich.

Dann schaute er zunächst in stummem Gebet nach unten. Burchard wurde langsam ungeduldig und konnte die folgende Frage nicht länger unterdrücken.

»Also, was ist geschehen?«

»*Er* wurde gesichtet!«, sagte Adalbert mit furchtsamer Stimme. Burchard wurde leichenblass.

»Nein! Das kann nicht sein. Beim Kampf um die alte Burg wurde *er* verletzt und ward seit dem nicht mehr gesehen.«

»Und doch ist *er* wieder da. Graf, Ihr wisst so gut wie ich, dass das Übel nicht vernichtet wurde. Und dass es wiederkommen würde. Wir befinden uns in seinem Revier, und er wird seinen Hort nicht verlassen, solange er lebt.«

Burchard sank auf eine Steinbank und legte sein Gesicht in die Hände. Fast sah es so aus, als würde er weinen.

»Erzählt mir genau, was Ihr gesehen habt, Vater«, bat er den Mönch.

»Ich selber habe nichts gesehen. Aber Bruder Albrecht sah ihn. Er war allein im Klostergarten, um Kresse für das Abendmahl zu holen, und als er zum Himmel aufschaute, da sah er ihn. Einen riesigen Schatten, der weite Kreise zog und den Himmel verdunkelte.«

»Ein Schatten? Ihr seid den weiten Weg wegen eines Schattens hier hergekommen?« Burchard wollte schon erleichtert aufatmen, doch ein Blick in Adalberts Gesicht genügte, um zu sehen, dass das noch nicht alles war, was der Mönch zu sagen hatte.

»Ich bin nicht wegen eines Schattens gekommen. Ich bin hier, weil ein paar überlebende Bauern aus einem Dorf unweit der Stadt am nächsten Morgen vor unseren Mauern standen. Sie waren die ganze Nacht auf der Flucht und hatten nichts bei sich außer der Angst im Nacken und den Kleidern, die sie am Leib trugen«, erwiderte der Abt. Burchard sackte sichtlich in sich zusammen und schien innerhalb weniger Sekunden um viele Jahre zu altern.

»Wie viele Überlebende sind es?«, fragte der Graf.

»Fünf Bauern und drei Knaben. Die Frauen, Mädchen und klei-

nen Kinder hatten sie in einem Bauernhaus versteckt, das etwas abseits am Dorfrand stand. Doch es half nichts, alles brannte lichterloh. Die Flüchtenden hatten es nur geschafft, weil sie noch das letzte Tageslicht zum Pflügen ihrer Felder genutzt hatten. Als sie das Unheil kommen sahen, liefen sie einfach davon. Ihr Glück war, dass sie sich in der Nähe des Waldes befanden, sonst wäre es sicher auch um sie geschehen.« Adalbert berichtete das alles völlig emotionslos. Hatte er denn gar keine Angst? War sein Gottvertrauen wirklich so groß?

Burchard straffte sich wieder, er konnte vor dem Mönch keine weitere Schwäche zeigen.

»Was ist mit den Bauern geschehen?«, fragte er.

»Sie sind noch bei uns im Kloster. Aber da können sie nicht lange bleiben. Ihr wisst, dass wir schon für die Mönche kaum genug Nahrungsmittel aufbringen können, weitere Mäuler können wir nicht auf längere Zeit stopfen.«

Das also war der Grund, warum der Abt persönlich beim Grafen vorsprach. Er wollte die Bauern und Kinder schnell wieder loswerden. Wenn er einen Boten geschickt hätte, dann hätte der Graf sich dieser Angelegenheit sicherlich nicht so umgehend angenommen.

»Lasst mich allein, Vater, ich muss nachdenken«, sagte der Graf und warf den Abt einfach hinaus. Adalbert verließ den Raum und wartete die Entscheidung des Grafen in der Kälte des Burghofes ab. Niemand kümmerte sich um seine Anwesenheit, denn für die anderen Burgbewohner stand da nur ein einfacher Mönch, der wartete.

Burchard wusste nicht, was er tun sollte. Er konnte die Bauern natürlich zu sich auf die Burg holen und sie für die restlichen Bauarbeiten als Hilfskräfte einsetzen. Doch damit glich er den Verlust eines ganzen Dorfes und seine Abgaben an ihn nicht aus. Und das konnte er sich nicht leisten, dafür war die gesamte Gegend aufgrund des nahen Gebirges schon viel zu dünn besiedelt. Also mussten die Bauern ein neues Dorf gründen, doch dazu brauchten sie natürlich auch Frauen. Der Graf überlegte, ob er in

seinem Gesinde noch junge Mägde hatte, die er erübrigen konnte. Nein, das ging auch nicht, wer sollte denn dann für seine Tochter sorgen?

Also blieb doch nur eine Möglichkeit, die Frauen mussten aus anderen Dörfern geholt werden. Ein Bauer hatte sein Weib und meist mehrere Töchter, da konnte er eine gut entbehren. Und er hatte so einen Esser weniger auf seinem Hof.

Ja, das war die Lösung, die fünf ältesten unverheirateten Töchter aus dem Dorf am Fuße des Berges würden zusammen mit den überlebenden Bauern ein neues Dorf bilden. Und die drei Knaben würde sich Burchard auf die Burg holen, sie konnten sich ihren Lebensunterhalt beim Fertigbau der Burg verdienen.

Damit war dieses Problem gelöst, doch was sollte er wegen *ihm* unternehmen?

Franziska von Falkenstein saß in ihrer Kemenate und bestickte gerade ein neues Gewand, welches sie mithilfe ihrer Zofe Lina gefertigt hatte. Die Tochter des Grafen war sehr stolz auf ihre Arbeit, war es doch das erste Festkleid, das sie fast ganz allein entworfen, gewebt, gefärbt und genäht hatte und nun auch noch selbst verzierte. Die Stickarbeit ging der jungen Frau leicht von der Hand, denn das war etwas, was ihr ihre Mutter noch hatte beibringen können, bevor sie vor so vielen Sommern bei der Geburt eines weiteren Kindes starb. Franziska hatte nie erfahren, ob das Kind ein Junge oder Mädchen war und eigentlich wollte sie es auch gar nicht so genau wissen. Ihr genügte es, dass ihr Vater sie abgöttisch liebte und ihr jeden Wunsch von den Lippen ablas. So kam es auch, dass die Grafentochter noch immer nicht verheiratet war, obwohl sie längst mehr als 15 Sommer zählte. Burchard brachte es einfach nicht über sich, sein einziges Kind in fremde Hände zu geben. Der Bau der neuen Burg Falkenstein diente ihm als Vorwand, noch jeden Freier auf später zu vertrösten, bis die Burg fertiggestellt sein würde. Und Freier gab es genug, auch

jetzt noch. Das hatte auch einen guten Grund: Graf Burchards Tochter war im Umkreis vieler Meilen die einzige Braut, mit der ein Freier standesmäßig emporkommen konnte. Und Franziska war nicht nur eine Grafentochter, sie war auch sehr hübsch anzuschauen. Mit ihren grauen Augen und den dunklen Haaren, die sie als Jungfrau noch offen tragen durfte, dazu eine schlanke Figur, die durch die neuartige körperbetonte Kleidermode sehr gut hervorgehoben wurde, zog sie die Blicke aller Männer auf sich. Einzig ihr starker Wille, der manchmal in Sturheit und Trotz mündete, ließ Burchard einige Sorgenfalten auf der Stirn wachsen. Franziska von Falkenstein wusste genau, was sie wollte und auch, wie sie es bekommen konnte!

Nur eines bekam sie nicht, da konnte sie bei ihrem Vater betteln, wie sie wollte. Sie durfte die Burg nicht ohne Begleitung von mindestens vier Rittern verlassen. Und auch dann durfte sie sich nicht weiter als bis in die Nähe der Ruine des alten Falkenstein bzw. bis zur Quelle des kleinen Flüsschens bewegen.

»Oh, Lina, das ist so ungerecht. Selbst die Knechte dürfen bis in die Stadt, die Arbeiter sind ständig unterwegs, nur ich muss immer hier oben auf dem Berg bleiben. Wie gern würde ich mal wieder in die Stadt reiten und einen Markt sehen«, sagte die Grafentochter in diesem Augenblick sehnsuchtsvoll zu ihrer Zofe.

»Ja, das wäre wunderbar. Ich dürfte Euch doch dann begleiten?«

»Hmm.« Franziska tat so, als müsse sie darüber erst nachdenken. Aber sie wollte Lina nur necken. Die Zofe war zugleich die engste und einzige Freundin Franziskas. Und mit wem hätte sie denn sonst auf dem Markt all die wunderbaren Dinge bestaunen können, die es dort gab?

Aber der Markt blieb ein Traum in weiter Ferne, denn bisher ließ sich der Graf, was einen Ausritt in die Stadt betraf, nicht erweichen.

»Wenn ich doch bloß wüsste, warum mein Vater mich nicht aus diesem Gefängnis heraus lässt.«

»Vielleicht haust im Wald ein Ungeheuer?«, versuchte Lina zu

scherzen. »Deshalb müsst Ihr auch immer mehrere Ritter bei Euch haben, die Euch dann vor großem Unheil bewahren oder sogar Euer Leben retten.«

»Ach was, wenn mein Vater mich mit einem Ritter verheiraten wollte, dann hätte er das schon längst getan. Dazu muss ein solcher nicht erst mein Leben retten. Obwohl, wenn ich mir vorstelle, wie Ritter Wolfram sein Leben gibt, um meines zu schützen, das wäre doch wunderbar.« Ihre Augen strafte ihre Worte Lügen.

»Herrin! Sagt so etwas nicht. Solche Wünsche können schneller wahr werden, als man denken kann«, erwiderte Lina entsetzt.

»Na und? Ich hasse diesen finsternen Kerl und wäre froh, wenn ich seinen Anblick nicht mehr ertragen müsste. Mein Herr Vater verbringt mehr Zeit mit ihm als mit mir.« Die Stimme der Grafentochter hatte mal wieder einen trotzigsten Ton angenommen, und so hielt sich Lina mit ihrer Antwort etwas zurück und sagte erst einmal nichts. Doch sie kannte den Grund, Franziska war auf den Ritter eifersüchtig!

Wolfram verkörperte und lebte all das, was Franziska verboten war.

Er konnte den Grafen aufsuchen, wann immer er wollte.

Er durfte ausreiten, wann und wohin immer er wollte.

Zumindest glaubte Burchards Tochter, dass es so war. Lina allerdings wusste es besser. Auch Ritter Wolfram durfte den Grafen nicht nach Belieben stören, und seine Ausritte waren immer, oder fast immer mit einem Auftrag verbunden.

Dennoch konnte die Magd mit ihrer Herrin fühlen, auch sie fühlte sich wie eingesperrt, seit sie auf der Burg Falkenstein lebten.

Und Lina fühlte noch etwas im Gegensatz zu Franziska, nämlich die allumspannende Bedrohung, die sich einfach nicht greifen und in Worte fassen ließ.

Burchard glaubte, die Lösung des Problems gefunden zu haben und ging langsam hinaus in den Hof, wo der Abt auf ihn wartete. Adalbert hatte sich in eine abgelegene Ecke zurückgezogen und schien in Gedanken vertieft zu sein. Als der Graf ihn ansprach, zuckte er leicht zusammen.

»Vater, ich ...«, setzte er an. Doch in genau diesem Moment passierte etwas Unglaubliches.

Es wurde von einem Moment zum anderen furchtbar kalt und hell. Es war jedoch eine unnatürliche Helligkeit, die nicht von der Sonne herrührte, sondern ein eher blaues, kaltes Leuchten. Nach wenigen Herzschlägen war der Spuk vorbei und ließ zwei erschrockene, ja zu Tode geängstigte Männer zurück.

Adalbert, dem genau wie Burchard alle Farbe aus dem Gesicht gewichen war, suchte sein Heil in der Flucht und lief auf den Burgturm zu. Der Graf folgte ihm, ohne zu zögern. Der Bergfried verhieß relative Sicherheit, und auf dem Weg dorthin brüllte der Adlige seinen Untertanen schon laut zu: »Sichert die Burg! Schließt alle Tore und Türen! Wo ist meine Tochter?«

Die Wachen und alle Bediensteten waren sofort in Aufruhr versetzt, obwohl sie sich den Grund für diese plötzliche Panik nicht erklären konnten. Niemand sonst hatte das kalte blaue Leuchten mitbekommen, außer ...

... Franziska und Lina hatten sich während ihres Gespräches ans Fenster gestellt und sehnsüchtige Blicke hinaus in den Wald geworfen. In weiter Ferne konnten sie den Weg sehen, der vom Berg hinunter ins Dorf führte. Gerade, als Franziska mit ihrem Schicksal haderte und Lina über Ritter Wolfram nachdachte, sahen die beiden jungen Frauen ganz in der Nähe etwas Unfassbares. Die Umgebung wurde in ein blaues Licht getaucht und da, wo eben dieses Leuchten verblasste, standen plötzlich Menschen am Waldrand. Viele Menschen!

Die beiden Frauen erschrakten darüber so sehr, dass sie laut schreiend davonliefen und die schon aufgekommene Panik im Burghof nochmals aufflammte.

Die Zeitreisenden fanden sich nach dem Zeitsprung am Rande eines Waldes unweit eines alten Gemäuers wieder. Unglaube und Angst machten sich unter ihnen breit. Unglaube darüber, dass der Zeitsprung tatsächlich funktioniert hatte, Angst davor, was sie nun erwarten würde. Eines hatten alle Zeitreisenden gemeinsam: Sie waren zu Tode erschöpft.

So lange hatte ein Zeitsprung bisher noch nie gedauert! Lag es an den vielen Menschen?

Lediglich die vier Zeitreise-Veteranen hielten sich noch auf ihren Beinen.

»Seht ihr auch, was ich sehe?«, fragte Markus und rieb sich die Augen. Seine Brille hatte er kurz abgenommen, um sie an seinem Hemd notdürftig zu putzen.

»Das kommt darauf an, was du ohne Brille siehst, Markus«, antwortete Claire.

»Ich für meinen Teil sehe eine alte Mauer und es riecht ganz herrlich frisch nach Wald«, warf Ken ein.

»Ja, der Geruch ist auffallend. Ich habe das Gefühl, als würde irgendetwas fehlen. Es ist so, als läge nichts in der Luft, wenn ihr versteht, was ich meine«, gab Claire wiederum zum Besten.

»Naja, bis auf dieser Geruch nach verbranntem Holz. Fackelt da jemand den Wald ab?«, bemerkte Dan.

»Ach komm, so schlimm ist es doch nicht. Vielleicht macht nur irgendwo jemand ein kleines Lagerfeuer«, sagte Ken daraufhin.

Markus war unterdessen auf die Mauer zugegangen und erkannte recht schnell, dass hinter der Mauer noch viel mehr lag. Das sah aus wie eine Burg, als er nach oben schaute und den Turm erkannte. Allerdings standen die Timetraveller am hinteren Ende der Burg, sodass sie das Bauwerk erst halb umrunden mussten, wenn sie hineingelangen wollten.

Dan und Claire stimmten Ken unterdessen zu und atmeten beide die trotzdem so sauber scheinende Luft tief ein.

»Kommt mal her, das müsst ihr euch ansehen«, rief Markus sei-

nen Freunden zu.

»Was ist denn los?«, fragte Dan, »du hörst dich an, als hättest du ein Gespenst gesehen.«

»Vielleicht habe ich das«, sagte der *Deutsche* und strich dabei mit der Hand über das Mauerwerk. Die drei Amerikaner wussten nicht, worauf Markus hinaus wollte, und das war auch kein Wunder. Was sie hier vor sich sahen, kannten sie, wenn überhaupt, nur von Bildern. Eine aus Felsstein gemauerte Wand hatten sie in dieser Form in Amerika noch nie gesehen. Und eine Burg, wie sie hier vor ihnen stand, gab es in ihrer Heimat schon gleich gar nicht zu bewundern.

Markus' Gesichtsausdruck wurde immer nachdenklicher. Claire bemerkte, wie sich das Gesicht des Freundes weiter verfinsterte.

»Was ist denn los?«, fragte sie mit besorgter Stimme. »Irgendetwas stimmt doch nicht.« Doch dann weiteten sich ihre Augen, denn auch in ihr keimte ein Verdacht auf.

»Das kannst du laut sagen«, erwiderte der ehemalige Gaststudent. »Schau dir das mal an. Der Mörtel ist noch gar nicht richtig trocken, und bisher habe ich solches Gemäuer nur uralt gesehen. So hat man im Mittelalter gebaut.« Markus Blick glitt nach oben, die Augen der anderen drei Timetraveller folgten in diese Richtung. Claire kuschelte sich fröstelnd an Ken, was Dan mit einem gespielt uninteressierten Blick kommentierte. Der Sportstudent konnte sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, dass Claire für ihn nun unantastbar war.

»Diese Mauer und dann dieser Turm, also, wenn ich es nicht für unmöglich halten würde, müsste ich zugestehen, dass wir vor einer soeben erbauten Burg des Mittelalters stehen. So 9. bis 13. Jahrhundert, würde ich schätzen. Und eindeutig Europa. Solche Mauern kenne ich aus Deutschland und Großbritannien etwa. Aus meiner Zeit, die ich in eurer Welt verbracht habe. Diese Burgen haben mich von Anfang an fasziniert.«

»Dann denkst du also auch, was ich vermute«, sagte die Geschichtsstudentin daraufhin. »Das Thema Mittelalter in Europa haben wir schon mal kurz angerissen während des Studiums. Es

könnte also sein, dass wir tatsächlich im Mittelalter gelandet sind. Wenn das unsere Welt ist, dann gute Nacht. Das Mittelalter wird als eine ziemlich finstere Zeit in Europa dargestellt.«

»Finsternis? Was genau meinst du damit?«, fragte Ken besorgt.

»Naja, eigentlich heißt das, dass es aus dieser Zeit kaum Überlieferungen gibt, keine oder nur wenige Schriftquellen oder archäologische Funde. Man kann diese Zeit heute kaum noch erforschen, die Zeit bleibt also im Finsternen. Und das fällt deshalb auf, weil diesen dunklen Zeiten meist ein bekannterer Zeitabschnitt vorausgegangen ist«, begann Claire zu erklären.

»Aber?«, hakte Dan nach, denn das konnte doch noch nicht alles sein.

»Nun, man hat dann diese Finsternis sinnbildlich übertragen auf das Leben in dieser Zeit. Das Mittelalter war eine Zeit der Kriege, der Kreuzzüge, der Hexenverfolgung, Inquisition, Seuchen und der Unterdrückung und Ausbeutung, also Feudalismus pur. Aber man muss da auch unterscheiden, in Europa dauerte das Mittelalter immerhin ungefähr tausend Jahre, und vielleicht bleiben wir ja von der Pest verschont.« Claire fühlte sich sichtlich wohl in ihrer Rolle als Historikerin.

»Kreuzzüge, meine Güte, davon habe ich schon so viel gelesen«, sagte Ken, »aber dass ich einmal dieselbe Luft atme wie ein Kreuzritter, das kann ich gar nicht glauben.«

»Noch wissen wir das auch nicht, wer weiß, was für eine Welt das hier ist? Vielleicht gibt es das hier alles nicht und solche Gemäuer gehören in dieser Welt in eine moderne Zeit?«

Markus konnte immer noch nicht glauben, was er hier vor sich sah. Da hörten sie die Schreie hinter den Mauern. Keiner der Vier verstand ein Wort von dem, was gerufen wurde. Am Tonfall hörten sie jedoch, dass es zum Teil ängstliche Rufe waren.

»Lasst uns verschwinden. Ich schätze, dass unsere Ankunft hier nicht unbemerkt geblieben ist«, schlug Dan vor und bewegte sich schon zurück in den Schutz der Bäume, wo die Menschen aus Markus Heimat fast ausnahmslos erschöpft zu Boden gesunken

waren. Die anderen folgten ihm, wobei Markus nur zögerlich mitging. Ihn hatte die Neugierde gepackt, er wollte das Geheimnis dieser Burg unbedingt ergründen.

Nachdem sie außer Sichtweite der Burg wieder im Schutz der Bäume waren, entdeckten die Timetraveller sehr schnell einen ausgetretenen Pfad, dem sie ohne Absprache einfach ein paar Meter folgten. Dieser Weg begann an den Seiten wieder zuzuwachsen, die Natur holte sich ein Stück davon zurück.

»Dieser Weg scheint nicht mehr allzu oft benutzt zu werden«, sagte Ken. »Wer weiß, welches Geheimnis sich an seinem Ende offenbart.«

»Ich habe von Geheimnissen die Nase voll. Jede Welt ist ein Geheimnis! Mittelalter! Kann mir mal einer sagen, was wir mit all den Menschen da im Mittelalter wollen? Die sind an ihrer Technik zugrunde gegangen, so hoch entwickelt war diese, und nun das hier«, maulte Claire leise aber eindringlich.

Darauf hatte zunächst keiner eine Antwort. Das Problem war, dass sie, trotz der Weiterentwicklung der Zeitmaschine, die Markus in *New Hope* vorgenommen hatte, wohl immer noch weder Zeit noch Ort bestimmen konnten, zu dem sie gelangen wollten.

Markus wurde immer nachdenklicher, aber irgendwie machte er auch einen zufriedenen Eindruck.

Die jungen Leute kehrten nach wenigen Schritten um und gesellten sich zu ihren »Mitreisenden«. Plötzlich hörten sie erst ein leises Wimmern, dann ein Wehklagen, dann redeten fast alle Menschen durcheinander. Die Worte, die man am meisten heraushörte, waren »Wo ist ...?«

Mit riesigen, schnellen Schritten war Markus bei seinen Landsleuten und wurde sofort mit der fast immer gleichlautenden Frage bestürmt: »Wo ist Petr? Wo ist Carlos? Wo ist Sanara?«

Markus hatte es geahnt. Sein Blick glitt suchend über die am Boden sitzenden Menschen. Er straffte sich und bat um Ruhe.

»Moment, hört mir doch zu. Wie ihr wisst, standen die Vorbereitungen für diesen Zeitsprung unter keinem guten Stern. Wir

konnten den Sprung nicht testen. Das war der Test! Und Professor Marquett konnte ich leider auch nicht mehr um Rat fragen. Es tut mir leid, dass dieser Zeitsprung nicht vollends funktioniert hat.« Markus schaute betreten nach unten. Glitzerten da Tränen in seinen Augen?

In diesem Augenblick fiel es allen anderen auf.

Wo war Lindsay? Wo war Markus` Schwester?

Und da endlich sahen die vier Freunde das schreckliche Resultat dieses Zeitsprungs, der ihnen allen so sehr zugesetzt hatte.

Die Menschen, die dort saßen, waren nur noch etwa halb so viele, wie die, die sich im Hangar versammelt hatten.

Der Abt betete. Seine Hände zitterten, denn er war fest davon überzeugt, dass das Leuchten von *Neofar* ausgegangen war.

»Also gibt er doch keine Ruhe. Vater, was sollen wir bloß tun?«, fragte Burchard mit zittriger Stimme. In diesem Moment wurde die Tür aufgerissen und die Tochter des Grafen kam in Begleitung ihrer Zofe atemlos in den Turm gerannt.

Adalbert schaute auf, als Franziska ihrem Vater in die Arme fiel.

»Mein Herr Vater, es war schrecklich. Erst das Licht und dann standen da diese seltsamen Gestalten. Das müssen Teufel gewesen sein. Sie sahen einfach ... schrecklich aus«, stammelte die Grafentochter.

»Was denn für Gestalten, meine Tochter?«

»Oh, sie waren schrecklich anzusehen. Es waren so viele, aber solche Menschen habe ich noch nie gesehen.« Lina nickte bestätigend, sagte aber nichts, bis man sie dazu auffordern würde.

»Sie hatten so seltsame Haare und alle trugen ganz merkwürdige Kleider. Stellt Euch vor, sie trugen alle die gleiche Art von Kleidern und ich könnte schwören, dass auch Frauen dabei waren.« Wieder nickte die Zofe, was den Grafen noch nachdenklicher stimmte. Dass sich beide Frauen geirrt haben könnten, woll-

te er nicht glauben.

»Mein Herr«, wandte der Geistliche ein, »wenn es sich um viele Wesen handelt, dann war es zumindest nicht der eine.«

»Wohl gemerkt, Vater, doch bevor wir uns sicher wägen, muss dieses Rätsel gelöst werden. Meine Tochter, du wirst den Turm nicht verlassen«, ordnete Burchard an. Franziska war zu diesem Zeitpunkt viel zu aufgeregt, um deshalb zu protestieren. Sie zog sich in eine Nische in der Mauer zurück und sank auf die eingemauerte Steinbank. Lina folgte ihr und schon bald saßen beide Frauen zitternd vor Kälte und warteten auf das, was nun passieren würde.

»Ritter Wolfram!«, rief der Graf nun laut durch das Gemäuer.

»Ja, mein Herr, stets zu Diensten.« Wolfram war die ganze Zeit über wie unsichtbar in der Nähe seines Herrn geblieben.

»Nimm dir so viele Ritter, wie du kannst, und wenn nötig auch ein paar andere Männer und sucht die Umgebung ab. Doch Vorsicht, es könnte gefährlich werden. Such nach den Wesen, die meine Tochter gesehen hat. Sie sehen sehr merkwürdig aus, tragen seltsame Kleidung. Und es sind derer viele. Seid wachsam und geht kein unnötiges Risiko ein«, gab Burchard dem Ritter mit auf den Weg.

Wolfram rief, kaum dass er den Turm verlassen hatte, seine Mannen zusammen, die Torwache öffnete die vor kurzem erst geschlossenen Torflügel und die Ritter schwärmten aus.

Airuda erhob sich aus der Masse der sitzenden Menschen und sprach zu ihnen.

»Wir alle haben darüber abgestimmt, dass wir diese Reise wagen wollen. Unsere Heimat hätte uns allen den Tod gebracht, doch nun besteht wieder Hoffnung, hier einen Neuanfang zu wagen. Markus hat getan, was er konnte. Wir wissen zwar nicht, was uns hier erwartet, aber schlimmer als zu Hause kann es nicht werden. Lasst die Opfer nicht umsonst gewesen sein.«

In der Menge wurden Stimmen laut, viele der Menschen stimmten Airuda zu, doch einige schienen die Zeitreise schon jetzt zu bereuen. Das lag nicht zuletzt daran, dass diese Menschen sich in den letzten Jahren einfach an den Tod gewöhnt hatten. Er gehörte zu ihrem Überleben dazu. Und bis jetzt hatte sich daran nichts verändert. Es musste Tote geben, damit die anderen weiter leben konnten.

Da ergriff die Priesterin Lyandra das Wort. »Seit die Götter mich verlassen haben, bete ich um eine Veränderung. Ich habe den Tod so satt. Wer hat denn in den letzten Jahren nicht mindestens einen Angehörigen oder Freund verloren? Lasst uns hoffen, dass die Opfer dieser Reise die Letzten gewesen sind, und lasst uns für sie beten.«

Zustimmendes Murmeln war zu hören und wie auf einen Befehl senkten alle ihre Köpfe zu einem stummen Gebet. Danach schien es allen besser zu gehen, denn nach und nach erhoben sich die Menschen und blickten erwartungsvoll zu Markus und Airuda.

Es war wohl so, dass in diesem Augenblick die beiden Männer stillschweigend zu Anführern gewählt wurden.

»Lasst uns als Erstes einen Platz für die Nacht suchen. Hier in der Nähe dieses Gemäuers möchte ich auf keinen Fall bleiben. Und mit allen dorthinein zu marschieren, halte ich auch für keine gute Idee. Morgen früh werden ein paar von uns versuchen, mit den Menschen hier Kontakt aufzunehmen«, sagte Markus. Von dem Verdacht, im finsternen Mittelalter gelandet zu sein, erwähnte er vorerst nichts. Auch auf seiner Welt gab es eine solche finstere Vergangenheit, doch davon wussten die wenigsten genug, um eine klare Vorstellung zu bekommen, was sie hier eventuell erwarten würde.

Nachdem Airuda zustimmend genickt hatte, erhoben sich die ca. 100 Menschen und folgten Markus, Dan, Ken, Claire und Airuda.

Ihr Weg führte sie immer weiter von der Burg weg und plötz-

lich dachten sie, sie seien im Kreis gelaufen, denn vor ihnen erhob sich wieder eine grob gemauerte Felssteinwand.

»Ich glaub, ich träume«, stieß Markus aus.

»Alle Wege führen nach Rom«, versuchte Ken zu scherzen, doch lachen konnte darüber keiner.

»Markus, schau mal, das ist nicht die Burg von eben. Oder aber der Turm ist gerade eingestürzt«, sagte Claire und fasste den *Deutschen* dabei an den Arm. Die junge Frau mit den dunklen Haaren und grünen Augen sorgte sich um Markus. Er schien völlig aus der Bahn geworfen, seit sie in dieser Welt gelandet waren. Seit er die Mauer berührt und erkannt hatte, worum es sich dabei handelte, war er verändert. Es schien, als fühlte er sich auf dieser Welt extrem unwohl. Dabei hatten sie doch gemeinsam schon ganz andere, nicht so friedvoll erscheinende Welten wieder verlassen.

Markus Beckers Blick blieb am oberen Mauerabschluss haften. Ohne ein Wort zu sagen, kletterte er dort hinauf.

»Seht euch das an! Alles zerstört und verbrannt! Das gibt es doch gar nicht!«, rief er von oben und warf einen schwarzen Stein nach unten. Dan bückte sich danach, hob ihn auf und betrachtete ihn nachdenklich.

Einige andere traten hinzu, und als sie den Stein sahen, atmeten sie hörbar ein.

»Mein Gott, was für eine Hitze muss das gewesen sein, dass sie sogar Steine zum Schmelzen gebracht hat?«, fragte Claire, ohne mit einer Antwort zu rechnen. Die bekam sie auch nicht, denn es war für alle undenkbar, dass ein normales Feuer diesen Schaden anrichten konnte.

Markus war unterdessen wieder bei seinen Freunden angelangt.

»Auf der anderen Seite gibt es so etwas wie einen Eingang. Lasst uns mal nachsehen, was uns da drinnen noch erwartet. Vielleicht finden wir sogar ein trockenes Plätzchen für die Nacht.«

»Ein Plätzchen wird für alle nicht ausreichen, aber du hast recht, etwas Besseres werden wir kaum noch finden«, stimmte Claire zu.

Der Eingang entpuppte sich als verbrannte und halb eingestürzte Mauer. Sie mussten über Geröll klettern, welches ebenfalls aus mehr oder weniger verbrannten Steinen bestand.

Vor ihnen taten sich die durch Brand und Zerfall übrig gebliebenen Reste einer Burganlage auf. Markus war noch immer fasziniert und erschrocken über den verbrannten Stein und fand keine Erklärung für die Stärke des Feuers und der Hitze, die hier gewütet haben mussten.

»Wir sind alle müde und erschöpft, lasst uns nach einer geschützten Schlafgelegenheit für uns alle Ausschau halten, solange wir noch etwas sehen können. Die Sonne geht gleich unter, und ich kann hier keine Laterne oder einen Lichtschalter entdecken.« Dan versuchte, die anderen ein wenig aufzumuntern, was ihm aber nicht gelingen wollte. Trotzdem setzten sie ihre Erkundungstour durch die Ruine fort.

Markus steckte, unbemerkt von den anderen, einen kleinen der verbrannten Steine ein.

Der Rundgang war schnell beendet, denn außer den verbrannten, eingestürzten Mauern gab es nicht viel zu entdecken. Die Reste des Turmes luden nicht zum Verweilen ein, und so suchte sich jeder einen windgeschützten Platz an der Außenmauer des Turmes und sie setzten sich zur Nachtruhe eng beieinander nieder. Viele der Menschen aus *New Hope*, besonders die jüngeren, schliefen auf der Stelle wieder ein.

Für die Timetraveller, Airuda und Lyandra war an Schlaf allerdings vorerst nicht zu denken, denn es lag etwas in der Luft, was sie alle irritierte.

»Sagt mal, ist das normal, dass der Wald so ruhig ist?«, fragte Claire in die Stille hinein.

»Hm, ich schlafe eher selten in einem Wald, aber du hast recht, so still dürfte es nicht sein«, gab Dan zur Antwort. Airuda und die Priesterin kannten einen Wald nur aus fernen Erinnerungen, deshalb konnten sie dazu keine Meinung abgeben.

Genau in diesem Moment hörten sie Geräusche von außerhalb der Mauern. Schritte, die von einem Klirren untermalt wurden,

welches sie alle vier nicht zuordnen konnten.

Dan legte einen Zeigefinger auf seine Lippen, um anzudeuten, dass sie ganz leise sein sollten. Dann stand er auf und schlich in die Dunkelheit. Er pirschte sich an die Mauerreste, genau in die Richtung, aus der die Geräusche kamen, und spähte in die Finsternis. Erkennen konnte er vorerst nichts, doch er hörte nun noch etwas. Stimmen!

Die Sprache jedoch hatte er so noch nie zuvor in seinem Leben gehört. Dennoch verstand er sie und den Sinn der Worte. Mehr oder weniger, denn es waren auf jeden Fall Wörter in seiner Muttersprache zu erkennen, nur anders ausgesprochen und aneinandergereiht.

Und dann kamen sie in Sichtweite. Wer immer sich da auch näherte, er hatte Fackeln dabei. Und was der Sportstudent im Lichte des flackernden Feuerscheinigen sah, ließ ihn geradezu erstarren. Er konnte seinen Blick nicht abwenden, denn vor ihm schienen seine Kindheitsträume zum Leben erwacht zu sein.

Da kamen lebensechte Ritter in Rüstungen und mit Schwertern bewaffnet auf die Burgruine zu!

»Das gibt es doch gar nicht«, murmelte er lautlos vor sich hin. Dann rannte er abrupt zu den anderen zurück und berichtete im Flüsterton, was er gerade gesehen hatte.

Ken schüttelte den Kopf, doch Claire und Markus schienen dem Freund zu glauben.

»Das passt«, sagte Claire. »Ich habe fast damit gerechnet. Leute, wir haben ein Problem.«

»Was meinst du damit? Seit unserer ersten Zeitreise haben wir doch ständig Probleme. Was soll denn noch Schlimmeres kommen?«, fragte Ken und schmiegte sich noch enger an Claire, wobei er seinen Arm um ihre Schulter legte.

»Wir sind tatsächlich in einem Mittelalter gelandet. Unser Problem ist, wir werden hier auffallen wie bunte Hunde. Schaut euch mal an. Allein, was Kleidung und Haare angeht, dürfen wir uns keinem hier zeigen. Die werden uns für Teufel oder noch Schlimmeres halten. Und wer weiß, ob wir uns mit jemandem verständi-

gen können.«

Alle sahen Claire fragend an, nur Markus hatte noch eine relativ klare Vorstellung von dem, was sie in dieser Welt erwarten könnten.

»Du hast recht«, sagte er.

»Mittelalter war nicht unbedingt meine Stärke während des Studiums, aber soweit ich mich erinnere, hatte jede Region einen eigenen Dialekt und Menschen aus zwei verschiedenen Dörfern konnten sich manchmal nicht untereinander verstehen«, klärte die Geschichtsstudentin die beiden Amerikaner auf.

»Genauso ist das«, stimmte Markus zu. »Und was es damals als Amtssprache gab, davon würde ich heute kein Wort verstehen.«

»Nun macht mal halblang. Ihr könnt doch vom Mittelalter auf unserer Welt nicht auf ein Mittelalter in einer Parallelwelt schließen. Wer weiß, vielleicht sind die hier ja schon ganz zivilisiert und sprechen sogar englisch«, gab Ken zu bedenken. Markus nickte zustimmend, und auch Dan erinnerte sich an die Worte seines Freundes, als er von der Theorie Professor Marquetts gesprochen hatte. Doch der Sportstudent hatte die Bewohner dieser Welt auch schon reden hören.

»Ken, ich habe sie eben gehört. Und ich habe eines genau gehört: Sie sprechen nicht so, wie wir es tun, dennoch konnte ich einiges verstehen, denn sie benutzen englische Wörter«, sagte Dan. Alle Augen richteten sich auf ihn und Airuda fragte: »Und, was hast du gehört?«

»Nichts Besonderes. Ich kann es auch nicht genau wiedergeben, sie fluchten darüber, dass sie ihre Burg in der Dunkelheit verlassen mussten. Ich glaube, sie hatten Angst.«

»Wie meinst du das, sie sprechen nicht so wie wir?«, fragte Claire dazwischen.

»Ich kann das nicht erklären, vielleicht so was wie ein Dialekt. Es klingt jedenfalls etwas seltsam. Fast so wie bei Airuda, wenn er schnell redet«, versuchte Dan das Gehörte zu erläutern.

Während ihres Gespräches wurden die Zeitreisenden unbewusst immer lauter und merkten so gar nicht, dass die Geräusche von

außerhalb verstummt waren, bis Markus den Zeigefinger hob.

»Psst. Wo sind die denn hin?«, flüsterte er. Alle lauschten in die Dunkelheit hinein, konnten aber nichts Auffälliges mehr hören.

»Die werden weiter gezogen sein. Oder seht ihr irgendwo Fackelschein?«, fragte Dan und lehnte sich entspannt zurück.

Da sie alle nichts mehr hörten und sahen, folgten sie Dans Beispiel und setzten sich ebenfalls wieder in eine entspannte Haltung und schlossen nun doch einer nach dem anderen die Augen. Die Strapazen des letzten Zeitsprunges forderten ihren Tribut.

Doch der Schlaf wollte sich bei den vier Timetravellern nicht einstellen.

Ritter Wolfram gab den stummen Befehl, alle Fackeln zu löschen. Murrend folgten die Männer diesem Befehl und traten die Lichtquellen aus.

Um sie herum wurde es zunächst sehr finster, doch nachdem sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sahen sie die Umrisse ihrer näheren Umgebung.

Angst hatten alle Männer, Angst vor dem, was da außer diesen merkwürdigen Fremden noch im Dunkeln lauern mochte.

Sie gingen auf die Ruine des alten Falkenstein zu. Von den Fremden war nichts zu sehen. Als eine Eule nah am Helm einer der Ritter vorbeiflog, erschrak dieser so sehr, dass er einen Schreckensschrei nicht unterdrücken konnte.

Wolfram tadelte den Mann. »Verdammt, sei still! Keiner weiß, wie viele dieser Fremden das sind, wir können keinen Angriff riskieren, wenn wir den Feind nicht kennen.«

»Wir kennen unseren Feind. Das ist *Neofar!*«, rief ein junger Ritter, der auf den Namen Robert hörte.

»Ja, und gegen den haben wir nicht die geringste Chance«, bestätigte ein anderer.

»Ruhe jetzt, verdammt noch mal. Es geht nicht um Neofar. Der leckt sich noch seine Wunden. Und er wird uns nicht noch einmal

belästigen. Das wisst ihr so gut wie ich. Ihr ward doch alle dabei, als wir ihn besiegt haben.« Wolfram wollte in erster Linie sich selbst beruhigen. Der plötzliche Besuch des Abtes verhiess nichts Gutes. Adalbert tauchte immer nur dann persönlich beim Grafen auf, wenn es richtig schlimm wurde, so wie mit *Neofar*. Und dann diese Heimlichtuerei dieses Mal. Als ob jemand wie Wolfram den Abt nicht erkennen würde!

»Wo sind die denn alle hin?«, fragte Ritter Hartmann. »Die müssen doch hier irgendwo sein!«

»Wenn es Fremde sind, wissen sie nichts von *Neofars Fluch*. Sie werden die alte Burg betreten haben.« Wolfram sah die Menschen vor seinem geistigen Auge, wie sie da zwischen den Trümmern lagen oder saßen.

»Was sollen wir tun?«, fragte Hartmann wieder. Er wollte endlich wissen, mit wem sie es zu tun hatten.

»Wir warten ab. Wenn nichts mehr zu hören ist und hoffentlich alle schlafen, schleichen wir um die Mauer herum. Mit etwas Glück und Mondlicht können wir durch eine Mauerritze spähen und vielleicht erkennen, womit wir es zu tun haben.« Wolfram glaubte zwar, dass des Grafen Tochter in ihrer Angst etwas übertrieben hatte, aber man wusste ja nie.

So schlichen die neun Ritter hinter Wolfram her, in den Schutz der Bäume zurück. Zunächst vernahmten sie noch Stimmen, doch eine ganze Weile später war kein Laut mehr zu hören.

So vergingen etwa 2 Stunden. Dann gab Wolfram ein Zeichen und die Ritter setzten sich wieder in Bewegung. Ganz lautlos ging das natürlich nicht vonstatten, denn die Rüstungen machten bei der kleinsten Bewegung blecherne Geräusche.

Im alten Burghof war unterdessen vollständige Ruhe eingekehrt. Alle waren eng aneinandergeschmiegt eingeschlafen, so dass sie sich mit ihren Körpern vor der anschleichenden Kälte schützten.

Lediglich die vier Timetraveller fanden keinen Schlaf. Sie redeten über ihre vergangenen Abenteuer, bis Ken plötzlich etwas einfiel. Er sprang auf und fragte: »Wisst ihr eigentlich, was für einen Tag wir heute haben?«

Kurze Zeit später saßen die Vier etwas abseits unter einer ausladenden Fichte und hörten einer Geschichte des Japaners interessiert zu.

Nach einer Weile kehrten sie zu den anderen zurück, legten sich hin und schliefen nun doch, einer nach dem anderen, ein.

Erschrocken fuhr Dan auf. Etwas hatte ihn geweckt, obwohl er glaubte, noch gar nicht geschlafen zu haben.

Da! Da war es wieder, dieses leise scheppernde Geräusch. Dan lauschte in die Nacht hinein und war sich nun sicher, dass sich da jemand anschlich. Nicht nur einer, das waren Geräusche, die mehrere Personen verursachten. Und dann kam dieses unbeschreibliche Gefühl des Beobachtetwerdens hinzu.

Dan klopfte das Herz bis zum Hals. Er stand vorsichtig auf und wollte zuerst Ken wecken, doch dann wäre Claire mit Sicherheit ebenfalls wach geworden. So, wie die Beiden da eng umschlungen an der Mauer lehnten, versetzte es Dan wieder einen kleinen Stich in die Herzgegend. Er konnte es immer noch nicht fassen, dass sich Claire mit diesem langweiligen Japaner eingelassen hatte.

Ein weiteres schlurfendes Geräusch in der Dunkelheit ließ Dan Markus wecken. Er rüttelte ihn schwach an der Schulter, und gerade als Markus fragen wollte, was los sei, hörte er ein »Psst!«

»Sei leise. Ich bin sicher, wir werden beobachtet«, flüsterte der Sportstudent.

Markus nickte bloß und rüttelte auch Airuda aus dem Schlaf.

»Leise. Da ist jemand vor den Mauern«, zischte Markus seinem Landsmann ins Ohr.

Die drei Männer standen auf und schlichen in die Nacht davon, in die Richtung, aus der Dan die Geräusche vermutete.

In diesem Moment schob sich der Mond hinter einer dicken

Wolke hervor und verbreitete ein schwaches Licht. Und da standen sie sich gegenüber. Zehn Ritter in Rüstungen mit Lanzen und Schwertern bewaffnet auf der einen Seite. Drei übermüdete Männer in Jeans und Jacken auf der anderen Seite, bewaffnet lediglich mit einem zylinderartigen Gerät, dessen schwaches Leuchten anzeigte, dass seine Energie sich noch nicht komplett regeneriert hatte.

»Halt! Wer seid ihr und was tut ihr hier?«, fragte der ganz vorn stehende Ritter, dessen Gesicht, wie das der anderen, halb unter einem leicht verbeulten Rundhelm versteckt war.

Die Zeitreisenden blickten sich irritiert an. Besonders Markus war überrascht, dass er die gesprochenen Worte verstanden hatte. Der Ritter sprach zwar irgendwie seltsam, aber er war zu verstehen. Sollte Marquetts Theorie doch stimmen? Hatte sich die Sprache in allen Welten des Universums in etwa gleich entwickelt?

»Äh, hallo«, versuchte Airuda unterdessen zu antworten. »Wir ... also ... ja, wir sind auf der Durchreise.«

Ein Grummeln kam als Antwort unter einem Helm hervor.

»Ihr kommt mit!«, befahl Wolfram den für ihn drei fremden Männern und richtete seine Lanze dabei auf Dan, der ihm am nächsten stand.

»He, he, mal langsam.« Die Lanzenspitze kam dem Timetraveler gefährlich nah. Dan, Markus und Airuda schauten sich an und nickten sich kurz zu. Dann fingen sie, wie auf einen unsichtbaren Befehl hin an, laut die Namen ihrer Freunde zu rufen.

Als endlich Gegenrufe aus dem Inneren der alten Burg ertönten, ergriffen die Ritter die Flucht.

Außer Atem kam Wolfram mit seinen Mannen am Burgtor an. Die Wache öffnete, und wie von Wölfen gehetzt drängten sich die Ritter in den Burghof. Burchard kam ihnen aus dem Turm entgegen. Als er die Männer sah, wusste er, dass seine Tochter die Wahrheit gesprochen hatte.

»Mein Herr, es sind zu viele! Wir brauchen Verstärkung!«, sagte ein atemloser Wolfram. »Doch nicht mehr in dieser Nacht, wir müssen auf Tageslicht warten. Sie haben sich in der Burgruine verschanzt.«

»Mehr Männer? Dann wäre die Burg unbewacht.« Der Graf war nun genauso in Aufruhr wie seine Ritter, denn seine Sorge galt in allererster Linie seinem Kind.

»Ruht Euch aus. Wir müssen abwarten, was der Tag bringt.« Damit entließ Burchard die Männer und zog sich wieder in den Turm zurück, wo der Abt und seine Tochter auf Nachrichten warteten.

»Mein Herr Vater, was haben die Ritter herausgefunden?« Franziska war sofort aufgesprungen, als sie ihren Vater eintreten sah. Adalbert hatte sich ebenfalls erhoben.

»Sie sind in der Überzahl. Und sie haben sich in der Ruine niedergelassen. Wir müssen abwarten, was der Tag uns bringt. Versuch zu schlafen, mein Kind. Morgen sehen wir weiter.« Damit wandte sich der Graf dem Abt zu. Dieser nickte ihm nur zu und suchte sich ebenfalls einen Platz für den Rest der Nacht.

Im ersten Licht der Morgendämmerung rüsteten sich alle verfügbaren Männer, die mit einer Waffe umzugehen wussten, für den Feind. Lediglich der Turm und das Tor blieben bewacht.

Die Zeitreisenden lauschten gespannt Airudas Worten. Er berichtete allen anderen von der Begegnung mit den Rittern und dass diese wohl eine Gefahr in ihnen sahen.

»Nach der überstürzten Flucht glaube ich aber nicht, dass sie in der Dunkelheit zurückkehren werden. Deshalb ruht euch alle noch aus, so gut es geht. Doch im Morgengrauen müssen wir mit Besuchern rechnen. Wir sollten alle zusammenbleiben und niemand sollte sich allein vom Lager hier entfernen.« Airuda sprach sehr ruhig. Man merkte ihm an, dass er in der Vergangenheit schon viele kritische und unvorhersehbare Ereignisse gemeistert

hatte.

Der Morgen kam schneller, als ihnen lieb war. Und mit dem ersten Licht des Tages hörten sie auch die nächtlichen Geräusche wieder. Sie hatten allerdings ihren Schrecken verloren, nun, da man wusste, dass sie von den Rüstungen herrührten.

Dan war der Erste, der etwas hörte und seine etwa hundert Begleiter warnte.

Alle sprangen sofort auf die Füße. Einige, besonders die jüngeren Männer, begannen hektisch damit, nach ihren heimlich mitgebrachten Waffen zu tasten.

Und dann waren sie da. Vor der Ruine hatten sich etwa 20 Männer in schweren Rüstungen aufgebaut, alle entweder mit Lanze oder Schwert bewaffnet. Im alten Burghof standen denen ungefähr hundert Menschen aus einer fernen Zeit und Welt gegenüber, die gehofft hatten, in dieser Welt einen neuen Anfang für ihr Leben zu finden. Doch danach sah es momentan nicht aus.

»Wir brauchen eine weiße Fahne«, sagte Claire plötzlich in die Stille hinein.

»Was?«, fragte Airasha, die sich am Morgen in die Nähe ihres Bruders gesellt hatte.

»Eine weiße Fahne. Damit sagen wir denen da, dass wir verhandeln wollen. Dass wir in friedlicher Absicht gekommen sind.«

Airasha verstand kein Wort, doch Ken erklärte es ihr. In *New Hope* hatte man davon aber noch nie etwas gehört. Selbst Markus, der einige Jahre in der Welt seiner drei Zeitreisefreunde gelebt hatte, kannte dieses Zeichen nicht.

Claire bestand jedoch darauf, dass es einen Versuch wert war. Lyandra war es dann, die ein weißes Tuch hervorzauberte. Zu welchem Zweck sie es dabei hatte, konnte Claire nicht erraten, doch sie war froh, dass die Priesterin helfen konnte.

Ken band das Tuch an einen der umherliegenden Stöcke, die der Wind in die Ruine geweht hatte, und machte einen Schritt auf die Ritter zu. Die hoben sofort ihre Waffen ein Stück an. Doch es passierte noch etwas. Einer der Ritter aus der ersten Reihe schritt ebenfalls zögerlich aus. Und dann standen sich der Japaner und

Wolfram gegenüber.

Ken verneigte sich leicht und ergriff als Erster das Wort.

»Wir sind mit friedlichen Absichten hierher gekommen. Diese Menschen suchen eine neue Heimat, die sie besiedeln können.«
Dabei machte er eine ausschweifende Armbewegung auf die Leute hinter ihm.

Der Ritter schien kein Wort zu verstehen. Er legte nur den Kopf ein wenig schief, soweit es sein Helm erlaubte, und starrte den so ganz anders aussehenden Japaner an.

»Woher ... Ihr?«, fragte er. Das war das, was Ken verstand. Und da schaltete sich Airuda ein. Er hatte bemerkt, dass dieser Ritter einen ähnlichen Akzent sprach, wie er selbst, und wie Dan richtig erkannt hatte, und hoffte, dass er sich verständlich machen konnte.

»Herr, wir kommen von weit her. Sehr weit. Wir mussten unsere Welt ... unser Land verlassen, weil es dort nichts mehr gab, wovon wir hätten leben können. Kein Wasser, keine Nahrung ...«

»Was wollt ihr?«, fragte der Mann aus seinem Helm heraus.

»Wir wollen leben«, antwortete Airuda schlicht.

»Alle?«, kam die nächste Frage.

»Ja, wir alle.«

»Kommt mit!« Diese Aufforderung klang mehr wie ein Befehl. Airuda drehte sich um und rief der Menge zu, dass sie sich ruhig verhalten sollten und sie den Rittern nun folgen würden. Stimmen hallten über den Hof, man wog ab, ob das eine richtige Entscheidung sei, doch letztendlich gingen alle Zeitreisenden hinter, vor und zwischen den Rittern in Richtung der Burg, in dessen unmittelbarer Nähe sie am Abend zuvor gelandet waren.

Nach einiger Zeit erreichten sie die Burg. Während sie die Außenmauer umrundeten, wurden Markus` Augen immer größer, als er die wahren Ausmaße des Gemäuers erfasste. Er versuchte sich vorzustellen, wie die Menschen dieses Bauwerk in einer Zeit ohne Baumaschinen errichtet hatten, doch seine Vorstellungskraft reichte dafür einfach nicht aus.

Auch alle anderen Zeitreisenden blickten sich staunend um.

Diese Mauer war etwas, was sie alle noch nie zuvor in ihren Leben gesehen hatten. Und so nach und nach begriffen sie, dass sie in einer Zeit gelandet waren, die mit ihrer eigenen nicht viel gemeinsam haben konnte.

In einigen Gesichtern las man Angst, in einigen Resignation, doch in vielen auch Hoffnung.

Am Burgtor angekommen, hämmerte Wolfram gegen das Tor. »Öffnet das Tor. Ritter Wolfram ist mit seinen Mannen zurück.«

Die Torflügel wurden aufgezogen. Die Wachen dahinter traten erschrocken zurück und wollten das Tor sofort wieder schließen, bis sie den Anführer der Ritter gewahr wurden.

»Es besteht kein Grund zur Sorge«, sagte dieser und drehte sich um.

»Ihr alle wartet hier, bis ich mit dem Grafen gesprochen habe. Ihr, Ihr und Ihr begleitet mich!«

Er zeigte auf Airuda, Markus und Claire. Das war keine Bitte, sondern ein Befehl. Ken wollte schon protestieren, als Airuda ihm zu verstehen gab, es lieber nicht zu tun. »Lass gut sein, Ken, wir passen auf, dass Claire nichts geschieht. Wir müssen uns fügen und herausfinden, ob uns dieser Graf wohlgesonnen ist oder nicht. Davon hängt die Zukunft all der Menschen aus meinem Volk ab.« Ken nickte und gab seiner Freundin noch einen Kuss, bevor sie dem Ritter ins Innere der Burganlage folgten.

Die wartenden Menschen draußen versuchten, mit den verbliebenen Rittern Kontakt aufzunehmen, doch diese blieben schweigsam und antworteten auf eine Frage höchstens mit dem Heben des Schwertes.

So wurde das Warten eine langweilige und nervenaufreibende Angelegenheit.

Wolfram, Markus, Airuda und Claire betraten den Burghof. Die Fremden staunten immer mehr über das, was sie sahen. Das Innere der Burganlage war noch nicht gänzlich fertiggestellt und alles

sah in ihren Augen sehr primitiv aus. Da war nicht eine Maschine zu sehen, die den Bauarbeitern bei der schweren Arbeit geholfen hätte, sondern nur sehr einfaches Werkzeug und viele Holzgeräte, deren Sinn sie nur erahnen konnten. Lediglich ein am Turm angebrachter Flaschenzug mit einem Korb daran ließ einen Zweck erkennen.

Markus fühlte sich in seinem Verdacht, dass sie tatsächlich im Mittelalter gelandet waren, nun endgültig bestätigt. Claire erkannte, dass dieses Mittelalter am ehesten der Geschichte des Hochmittelalters ihrer eigenen Welt entsprach. Zumindest was die Burganlage und die Kleidung der Ritter anbelangte. Sie waren nun sehr gespannt, wie es mit den Menschen aussah.

In diesem Moment kamen ihnen auch schon die ersten Bewohner der Burg entgegen.

Anhand der kostbaren Kleider vermutete der *Deutsche*, dass der Mann, der den anderen vorausging, der Graf sein musste. Ihm folgte ein Mönch in einer schwarzen Kutte, der sein Gesicht unter der Kapuze verbarg. Und die beiden anderen unterschieden sich kaum von dem Ritter, der die Fremden begleitete. Dieser deutete nun eine leichte Verbeugung an und sprach:

»Mein Herr, Eure Tochter hatte recht. Ich bringe Euch hier drei derer, die sich in der alten Burg versteckt hatten. Die anderen warten vor dem Tor.«

Der Graf blickte einen nach dem anderen an. Sein Blick streifte die Fremden jeweils von oben bis unten, wobei er die junge Frau besonders lange musterte.

Markus, Claire und Airuda verneigten sich nun genau wie der Ritter zuvor bei dem Herrn der Burg. Keiner wagte es, das erste Wort zu sagen, sondern sie warteten, bis der Graf dieses an sie richtete. Als er mit der genauen Betrachtung der so anders ausschauenden Menschen fertig war, räusperte er sich zunächst und dann sprach er den Ritter an.

»Was sind das für Leute? Wo kommen sie her?«

»Mein Herr, sie sagten, dass sie aus einem anderen Land kommen, in dem es kein Wasser mehr gibt. Und sie suchen nun ein

Land, in dem sie leben können.«

»Ein Land ohne Wasser? In jedem Land gibt es Wasser. Flüsse fließen überall.«

Da ergriff Airuda das Wort, wurde aber sofort von Wolfram unterbrochen.

»Wir ...«

»Ihr redet nur, wenn Ihr die Erlaubnis dazu bekommt!«

Airuda schloss seinen Mund und blickte zu Markus und Claire. Sie zuckten nur leicht die Achseln, was soviel heißen sollte, wie, dass sie auch keinen Rat wussten.

Da sprach der Graf sie an.

»Aus welchem Land kommt ihr?«

»Herr, dieses Land ist sehr weit weg. Ihr werdet noch nicht davon gehört haben. Und ich schätze, dass es außer einer Wüste«, Airuda stockte kurz und überlegte, ob er die *Zombies* erwähnen sollte, entschied sich aber dagegen, »dort nichts mehr gibt.«

Der Graf hatte seinen Kopf etwas schräg gelegt und starrte sein Gegenüber nur an. Hatte er Airuda nicht verstanden?

»Wüste? Was ist das?«, fragte er dann, wobei er das Wort so aussprach, dass es sich wie ›Wiesde‹ anhörte.

»Nun, das ist ein Land, wo es nur noch Sand und Steine gibt. Kein Wasser, keine Bäume, nichts.«

»Wolfram, hast du etwas von so einem Land gehört?«

»Nein, mein Herr. Und ich glaube nicht, dass es so ein Land gibt.«

»Oh, doch, das gibt es«, warf Claire ein, weil ihr dieses Gerede viel zu lange dauerte. Sie wollte endlich wissen, ob es hier eine Zukunft für die Menschen da draußen gab. Sie sollte ihre Worte jedoch schnell bereuen, denn der Ritter drehte sich zu ihr um und blickte sie derart böse an, dass es ihr kalt den Rücken hinunterlief. Die Spitze seines Schwertes deutete genau auf ihren Hals.

»Was wollt ihr hier?«, fragte der Herr der Burg nun.

»Wir suchen eine neue Heimat, in der wir leben können«, antwortete Airuda. Dieses Mal war es wohl das Wort Heimat, was den fragenden Blick in Burchards Gesichtsausdruck legte.

»Ein Zuhause«, fügte er deshalb schnell hinzu.

»Mein Herr ...«, begann da der Mönch. Doch er wurde sofort zum Schweigen gebracht, indem der Graf seine Hand hob.

»Die Drei werden in den Turm gebracht. Die anderen warten draußen. Sollte es Probleme geben, bezahlt zuerst die Frau mit ihrem Leben dafür. Ist das klar?« Die Worte galten sowohl den Fremden in dieser Welt wie auch dem Ritter. Wolfram wies den anderen Ritter, es war Hartmann, an, die Fremden in den Turm zu bringen und zu bewachen. Er selbst verneigte sich noch einmal vor seinem Herrn und ging zum Tor hinaus.

Hartmann geleitete die drei Fremden, die nun seine Gefangenen waren, in den Turm. Als sie diesen betraten, sprangen zwei Mädchen erschrocken aus einer gemauerten Nische auf und atmeten hörbar ein. Da waren sie wieder, die seltsamen Gestalten, die sie am gestrigen Abend so erschreckt hatten mit ihrem plötzlichen Erscheinen. Die Mädchen fassten sich an den Händen und liefen hinaus. Als sie an den Zeitreisenden vorbei mussten, erhaschte Claire einen kurzen Blick in das hübsche Gesicht der edler gekleideten jungen Frau und bemerkte dessen Ähnlichkeit mit dem Herrn dieser Burg. Es war offensichtlich die Tochter des Grafen.

Als Franziska bei ihrem Vater ankam, war sie außer Atem und zitterte wieder. Burchard nahm sein Kind in den Arm und beruhigte sie. »Keine Angst, meine Tochter, ich glaube kaum, dass uns Gefahr droht. Ritter Wolfram hält sie alle in Schach.«

»Aber Herr Vater, habt Ihr nicht gesehen, wie sie aussehen? Das macht mir Angst. Sie sind so groß und so ... anders. Was wollen sie hier?«, fragte Franziska. Lina stand etwas abseits und machte sich ihre eigenen Gedanken, kam aber wie alle anderen zu keinem schlüssigen Ergebnis.

»Das, mein Kind, werden wir herausfinden.« Damit war für den Grafen das Gespräch mit seiner Tochter beendet. Franziska wusste, dass jede weitere Frage ihren Vater nur zornig machen würde

und ging in Richtung ihrer Kemenate davon. Lina folgte ihr.

Wolfram war unterdessen vor dem Burgtor angelangt und rief den Menschen dort zu, dass sie zusammenbleiben und warten würden. Lyandra stand auf und ging auf den finsternen Ritter zu. Wolfram ließ sie gewähren, denn er war neugierig genug, um wissen zu wollen, was die hochgewachsene Frau von ihm wollte.

»Wir sind seit gestern Abend hier in eurer Welt. Die Nacht war kalt und ungemütlich, doch diese Menschen hier haben auch Durst und Hunger«, sagte die Priesterin.

Wolfram hatte Mühe, sie zu verstehen, doch die Worte Durst und Hunger hörte er heraus.

»Weib, dann müsst ihr noch ein wenig länger hungern und dursten. Oder meint ihr, der Graf kann euch alle einfach so beköstigen? Der Winter ist kaum vorbei, die Kammern sind fast leer.«

»Gibt es denn hier auch kein Wasser?«, hakte Lyandra nach.

»Wasser? Natürlich gibt es hier Wasser. Oder meinst du, der Graf baut seine Burg da, wo es kein Wasser gibt? Ha!« Wolfram glaubte, dass die Frau ziemlich dumm sein musste, wenn sie solch eine Frage stellte.

»Gib uns bitte Wasser!« Lyandras Tonfall wurde langsam flehentlich, wusste sie doch, dass einige ihrer Landsleute schon sehr unter dem Durst litten. Sie waren es gewohnt, mit dem kostbaren Nass sparsam umzugehen, doch noch nie mussten insbesondere die jungen Menschen gänzlich darauf verzichten.

Wolfram überlegte. Instinktiv wusste er, dass von diesen müden, erschöpften Leuten dort keine Gefahr ausging. Und der Fluss war nur ein paar Meter entfernt. Er ging zu Ritter Robert, um sich mit ihm zu beraten.

Kurze Zeit später labten sich die Menschen aus der anderen Welt an dem kühlen klaren Nass des noch schmalen Flusses, welches fröhlich den Berg hinab plätscherte.

Markus, Airuda und Claire bekamen fast zur gleichen Zeit ebenfalls einen Krug mit Wasser von einer Magd hingestellt.

Nach kurzem Zögern, ob es wohl noch Trinkgefäße dazu geben würde, tranken die Drei aus dem Krug, wobei die Männer Claire den Krug zuerst anboten.

Als sich Claire beim Ansetzen des Kruges erst einmal Wasser über ihren Pullover goss, sorgte das für eine gewisse Erheiterung aller Anwesenden und löste die Spannung, die bis dahin im Raum herrschte, ein wenig.

Der Graf und der Abt standen noch weit abseits und flüsterten leise. Burchard teilte dem Abt seine Entscheidung bezüglich der überlebenden Bauern mit. Dass sie ein neues Dorf am Fuße des Berges gründen würden. Die Idee mit den Töchtern aus anderen Dörfern verschwieg er jedoch zunächst, da er in der Ankunft der Fremden eine völlig neue Chance für den Erhalt der Abgaben an ihn sah. Der Graf von Falkenstein war gerissener, als er nach außen hin oftmals den Anschein vermittelte. Die unverhoffte Ankunft von so vielen Menschen wollte er sich zunutze machen. Allerdings lauerte da auch immer noch die Gefahr, die von dem Drachen ausging, doch auch deren Lösung gedachte er, in die Hände der fremden Menschen zu legen.

Keiner der Umstehenden verstand ein Wort. Doch schon bald kam Burchard auf seine Gefangenen zu und sprach sie an.

»Kommen wir nun zu euch. Sagt an, wo genau kommt ihr so plötzlich her?«

»Wie wir dem Ritter schon gesagt haben, kommen wir aus einer ... einem fernen Land.« Airuda wollte schon wieder Welt sagen, doch er glaubte nicht, dass die Menschen hier jemals irgendetwas von Zeitreise oder gar Parallelwelten gehört hatten. Nicht bei dem Stand der Technik, der sich dem *New Hoper* offenbart hatte.

»So, so, ein fernes Land. Und wie soll dieses Land heißen?« Nun mussten sie improvisieren. Diesmal hatte Markus einen Einfall. »Aus Ägypten«, sagte er spontan. Er hoffte, dass es auch in dieser Welt eine alte Hochkultur gab, die der aus Claires Welt ähnelte. Der Graf schaute allerdings nur fragend drein. Scheinbar hatte er von so einem Land noch nie etwas gehört.

Burchard überlegte kurz, ob er den Worten trotzdem Glauben

schenken sollte und fragte dann weiter. »Und warum seid ihr nicht in diesem äh ... Land geblieben?«

»Weil dort kein Platz mehr für Menschen ist«, antwortete Airuda wieder. »Alles Wasser ist versiegt, es wächst nichts mehr, da alles nur noch Stein und Sand ist. Bitte Herr, schickt uns nicht fort. Wir werden arbeiten, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen. Wir benötigen lediglich ein Stück Land, welches wir bewohnen und bebauen können.«

Claire und Markus wunderten sich ein wenig über die Wünsche, die Airuda da äußerte. Markus glaubte, dass sein Landsmann die Geschichte seiner Heimat besser kannte als viele andere und damit ahnte, was in dieser Welt und Zeit auf sie zukommen würde.

»Land wollt ihr. Nun, ich werde darüber nachdenken. Doch eines sei gleich gesagt, ihr werdet dafür bezahlen müssen. Ich habe nichts, aber auch gar nichts zu verschenken!«

Damit wandte er sich ab und gab Ritter Hartmann den Befehl, die Drei ein Stockwerk höher zu bringen und dort zu bewachen.

Endlich allein!

»Sag mal, wie bist du denn auf die Idee mit dem Bebauen des Landes gekommen? Wer bitte schön soll das denn machen? Meinst du, einer von unserem Volk weiß, wie man ein Feld bestellt?«, brach es aus Markus hervor.

»Hast du eine bessere Idee?«, konterte Airuda. »Wenn wir hier überleben wollen, dann müssen wir uns der Zeit anpassen. Und wie du gemerkt haben wirst, ist die Technik hier nicht allzu weit entwickelt. Ich schätze mal, dass dieser Flaschenzug zu den technischen Neuerungen hier gehört. Also, was haben wir denn für eine Wahl? Wenn wir leben wollen, dann müssen wir etwas dafür tun.« Die Worte brachen aus dem 35jährigen nur so hervor. Sein Zorn auf den jungen Wissenschaftler, der an der Entwicklung der tödlichen Strahlen in seiner Heimat mitgewirkt hatte, kam unvermittelt wieder zum Vorschein.

»Wir müssen hier nicht bleiben. In ein bis zwei Tagen ist die Zeitmaschine wieder einsatzbereit. Dann können wir einen neuen Zeitsprung wagen und landen vielleicht in einer besseren Welt«,

sagte Markus.

»Ach, ja? Und wie oft willst du das durchziehen?« Markus senkte den Blick, und auch Claire verstand, worauf Airuda hinaus wollte.

»Beim ersten Mal haben wir die Hälfte unseres Volkes verloren, wie viele werden es beim nächsten Mal sein?«

»He, gib Markus dafür nicht die Schuld. Alle, die mitwollten, haben das selbst entschieden. Und dass es ein Risikounternehmen werden würde, war allen klar.« Claire ergriff Partei für ihren Freund, denn für sie war ganz klar, dass Markus seine Forschungen nicht mit dem Ziel der Vernichtung einer ganzen Region oder sogar eines ganzen Landes oder einer Welt geführt hatte. Markus war Physiker durch und durch, aber kein Mörder!

»Schon gut. Doch eines steht fest, wir müssen in dieser Welt bleiben. Sonst ist am Ende niemand übrig, der die Menschheit vor allzu viel Wissenschaft und Technik warnen kann. Und wer weiß, vielleicht entdecken wir den einen oder anderen begnadeten Bauern unter uns. Schließlich können wir das nicht wissen.« Zumindest Airudas Galgenhumor kam langsam wieder zum Vorschein. Und er hatte genau das ausgesprochen, was Markus sich schon gedacht hatte, als er davon überzeugt war, dass sie in einer mittelalterlichen Welt gelandet waren. Für ein Volk, das an seiner Technik zugrunde gegangen war, wäre eine Welt ohne eben diese nicht die schlechteste.

»Wie wird es den anderen gehen?«, fragte Claire in die eingetretene Stille hinein. »Sie sind bestimmt immer noch in der Kälte da draußen.«

»Na ja, viel kälter als hier drin wird es dort auch nicht sein«, sagte Airuda und rieb sich dabei mit den Händen fröstelnd über die Oberarme.

»Hm, und Hunger werden wir wohl alle haben«, meinte Markus noch. Und kaum hatte er es ausgesprochen, fühlten auch die anderen beiden, wie hungrig sie tatsächlich waren.

Die Menschen vor der Burg waren an die Außenmauer zurückgekehrt. Niemand machte Ärger, sodass Wolfram und seine Männer ihre Angst vor den Fremden nach und nach besiegten. Erste Gespräche zwischen Markus' Volk und den Rittern kamen zustande, doch wirklich verstehen konnten sie einander nicht. Die Ritter wussten nichts von Strahlen, von Untoten und von all der Gefahr, die in *New Hope* allgegenwärtig gewesen war. Die *New Hoper* hingegen konnten sich das Leben als Ritter oder Bauer in dieser Welt nicht vorstellen.

Doch genau wie Markus und Airuda erkannten auch Lyandra, Airasha und einige andere die Chance, die sich ihnen hier bot. Die Chance auf einen ganz neuen Anfang.

Ken und Dan hatten sich ein wenig abseits niedergelassen. Der Japaner war sehr ruhig.

»Du machst dir Sorgen um Claire, nicht wahr?«, fragte Dan.

»Du etwa nicht?«

»Doch, natürlich. Aber auch um Markus. Ohne ihn und die Zeitmaschine sind wir hier verloren. Vom 21. Jahrhundert ins Mittelalter, mit tollen Zwischenstationen, das glaubt uns kein Mensch«, sinnierte Dan.

»Noch gibt es auch keine Gelegenheit, es jemandem zu erzählen. Und jetzt halt einfach die Klappe.« Kens Nerven lagen blank. Dan gab es auf, sich mit ihm zu unterhalten und sich so ein wenig abzulenken und hing seinen eigenen Gedanken nach. Der fehlende Schlaf in der letzten Nacht machte sich im Lauf des Vormittags bemerkbar, und trotz des Hungers, den sie alle hatten, schlummerten die meisten bald wieder ein.

Einige Zeit später schrakten einige aus dem Schlaf hoch. Die Ritter bewegten sich unruhig und machten mit ihren Rüstungen Geräusche. Doch das war es nicht, was viele der Flüchtlinge aus dem Schlaf riss. Etwas war anders. Die Unruhe der Ritter übertrug sich rasch auf ihre Gefangenen.

»Was ist das für ein fürchterlicher Geruch?«, fragte Airasha in die Runde. Ratlosigkeit in den Gesichtern der anderen war die einzige Antwort.

»Und warum ist es auf einmal so düster hier? Da stimmt doch etwas nicht!« Terrence, der Kommunikationsexperte aus *New Hope* schaute dabei zum Himmel. Sehen konnte er allerdings nicht viel. Der Himmel sah ganz normal aus.

»Vielleicht zieht Regen auf, und die ersten dicken Wolken schieben sich heran«, vermutete ein junger Mann, der auf den Namen Jamiro hörte.

»Hm, aber dann würde es nicht so stinken«, sagte Airasha nur. So einen Geruch hatte sie noch niemals zuvor wahrgenommen. Es war eine Mischung aus Fäulnis und kaltem Rauch. Aber da war noch etwas ...

Und dann brach plötzlich die Hölle los. Als Erstes rannten die Ritter laut scheppernd davon und suchten die vermeintliche Sicherheit in den Mauern der Burg. Instinktiv folgten die *New Hoper* ihren Bewachern und dann hörten sie einen grauenvollen Schrei. Alle hielten sich die Ohren zu und schauten auf. Was sie sahen, ließ ihnen das Blut in den Adern gefrieren. Ein Albtraum der Menschheit hatte vor ihren Augen Gestalt angenommen.

Ein schwarzer Drache zog seine Kreise am Himmel. Seine Größe war auf die Entfernung schwer zu schätzen, doch er maß bestimmt zehn Meter in der Länge und seine Flügelspannweite lag noch etwas darüber. Die Schreie, die er ausstieß, erinnerten am ehesten an die Vollbremsung eines Güterzuges. Die Rauchwolken, die sich aus seinem aufgerissenen Maul lösten, waren für den Gestank verantwortlich, denn was die *New Hoper* noch nicht wussten, war, dass dieser Drache ein Feuer speiendes Ungeheuer war.

Nachdem man die Gefahr erkannt hatte, brach Panik aus.

»Lauft! Rennt um euer Leben!«, brüllte Terrence. Doch das war gar nicht notwendig, denn alle waren schon unterwegs ins Innere der Burg.

Die Ritter hatten das Tor als erste passiert und Wolfram hatte gerade den Befehl gegeben, das Tor zu schließen, als die Torwachen regelrecht überrannt wurden. Etwa hundert Menschen strömten in den Burghof.

Als die Letzten, zu denen Ken und Dan gehörten, sich in den Mauern in Sicherheit wähnten, hörten sie noch einmal einen fürchterlichen Schrei des Drachen.

Dann war Totenstille. Selbst der Wald hatte aufgehört zu atmen. Es war kein Vogel zu hören, nichts, und scheinbar hatte selbst der Wind innegehalten, um den Schrecken am Himmel nicht zu reizen.

Franziska, Lina und einige Bedienstete saßen in der Kemenate und hatten sich wieder den Handarbeiten gewidmet. Franziska redete dabei über die Fremden. Besonders das Aussehen der Leute bot ihr viel Gesprächsstoff.

»Hast du gesehen, Lina, wie die Frauen in den Männersachen steckten? Und diese Farben! Wie schaffen die das, so viele Farben in ein Kleidungsstück zu färben? Oder was meinst du, haben sie es so gewebt?« Die Grafentochter stellte eine Frage nach der anderen, ohne eine Antwort abzuwarten.

»Und wie groß diese Menschen sind. Sie überragen sogar meinen Herrn Vater und Ritter Wolfram. Und der Ritter ist nun wahrhaftig groß geraten. Dann diese Haare! Keine Frau trägt so kurze Haare! Nicht mal ein Mann!« Franziska grübelte immer weiter laut vor sich hin und bemerkte die Veränderung, die außerhalb der Mauern vor sich ging, erst im allerletzten Moment, als sie kurz von ihrer Stickarbeit aufschaute und Linas entsetztes und furchtbar blasses Gesicht sah.

»Was hast du?«, fragte sie die Zofe erschrocken.

Und dann hörten sie es. Der Schrei fuhr ihnen durch Mark und Bein, und es war genau jener Schrei, den sie ihr ganzes Leben lang nie wieder hören wollten.

»Nein«, hauchte Lina fassungslos, und dann rannten sie, als wäre der Drache direkt auf dem Weg in ihre Kammer. Sie kamen gerade noch bis zur Tür und dann verließ sie der Mut. Wenn sie jetzt in den Hof traten, konnte es passieren, dass *Neofar* ihnen di-

rekt auflauerte.

Zitternd vor Angst traten sie einen Schritt von der Türöffnung zurück und starrten ins Freie. Ihre Blicke wanderten zum Himmel hinauf und kaum einen Atemzug später wurde dieser von einem schwarzen Schatten getrübt. Dann wieder diese grässlichen Schreie, die das Untier im Flug von sich gab. Anschließend Stille.

Franziska rannte, so schnell sie konnte, von einer Fensterluke zur anderen, um zu schauen, wo sich *Neofar* befand. Doch sie war nicht schnell genug, denn der Drache war nach einer letzten Runde über der Burg weitergeflogen.

Seufzend sank die Grafentochter an der kalten Steinwand zusammen und weinte ihre Angst hemmungslos hinaus. Lina griff nach ihrer Hand und wollte sie beruhigen, doch ihre Finger zitterten ebenso sehr wie die Franziskas, sodass beide Mädchen bald weinend und schweigend zusammen kauerten und auf ihr Ende warteten.

Nach einiger Zeit wurde ihnen klar, dass *Neofar* nicht mehr in der Nähe weilte.

»Oh, Herrin, sind wir denn niemals sicher? Man erzählte doch, dass er besiegt sei«, wimmerte Lina. Franziska sagte nichts. Nach dem Schrecken kroch langsam Wut in ihr hoch.

Wut auf ihren Vater!

Wut auf Ritter Wolfram!

Wut auf Abt Adalbert!

Genau! Das war es! Immer, wenn der Abt erschien, war *er* nicht weit. Und sie hatte Adalbert in den letzten Jahren nur dreimal gesehen. Zuerst, als kurz darauf die Konradsburg, ihr erstes Heim, in Schutt und Asche gelegt wurde, dann, als danach die alte Burg Falkenstein dran glauben musste und nun war er wieder bei ihrem Vater. Und dann die Fremden ...

Das konnte nur heißen, dass die neue Burg bald dem Feuer *Neofars* erliegen würde.

»Lina, wir müssen weg!« Die Zofe schaute fragend auf. Da sie die Gedankengänge ihrer Herrin nicht mit verfolgen konnte, wusste sie nicht, was diese genau meinte.

»Meint Ihr, wir können den Weg über den Hof nun wagen?«, fragte sie nur.

»Nicht nur über den Hof. Wir müssen die Burg verlassen. *Er* wird wieder kommen. Ich weiß es. Und dann gibt es kein Entrinnen. Dieses Mal nicht.«

»Aber Herrin, wie sollen wir denn die Burg verlassen? Und wo wollen wir denn hin?« In Linas Stimme schwang Panik mit. Für sie bedeuteten die Burgmauern Schutz und Sicherheit.

»Wir müssen uns verstecken, und ich weiß auch schon, wo. Geh in die Küche und hol uns was zum Essen. Aber lass dich nicht erwischen, und wenn jemand fragt, dann sag, du brauchst es für die Gefangenen«, wies die Grafentochter ihre Zofe an. »Ich kümmere mich um den Rest.« Obwohl auch Franziskas Nerven angespannt waren, bewahrte sie nun einen kühlen Kopf. Sie wollte überleben und nicht dem Drachenfeuer zum Opfer fallen. Zweimal hatte sie es unbeschadet überstanden, weil ihr Vater sie vorausschauend aus der Gefahrenzone hatte bringen lassen, zweimal hatte Ritter Wolfram schon ihr Leben gerettet. Dieses Mal musste sie es allein schaffen, denn der Graf hatte die Burg voll mit fremden Menschen, denen im Moment seine ganze Aufmerksamkeit galt.

Franziska durchwühlte ihre Truhe nach warmer Kleidung und Decken und rollte das, was sie für nützlich hielt, zu einer großen Rolle zusammen. Dann steckte sie noch ein Messer dazu.

Lina kehrte bald mit einem Korb voll Essbarem zurück. Die beiden jungen Frauen kleideten sich in warme Umhänge und verließen die Kemenate.

In dem Getümmel, welches zurzeit im Burghof herrschte, fielen die beiden gepackten Gestalten kaum auf, sodass sie unerkannt den Weg zum Tor erreichten.

»Öffne das Tor!«, wies Franziska die Torwache an. Der Mann erschrak zutiefst, als er des Grafen Tochter erblickte, und wollte sich schon weigern, doch die Entschlossenheit der jungen Frau belehrte ihn schnell eines Besseren. Er kannte die Launen der Grafentochter und öffnete die Pforte. Franziska rang sich ein kleines Lächeln ab und beruhigte den Mann.

»Es ist alles in Ordnung. Mein Vater weiß Bescheid.« Der Mann schien erleichtert, denn er wollte gar nicht daran denken, was passieren würde, wenn Graf Burchard nichts davon wüsste, dass seine Tochter die Burg allein verließ.

Franziska und Lina liefen los und waren kurz darauf zwischen den Bäumen verschwunden.

Sie taten so, als würden sie den Weg hinunter ins Dorf nehmen.

Markus, Claire und Airuda hatten es sich so gemütlich gemacht, wie die steinernen Bänke, die ins Mauerwerk eingebaut waren, es nun einmal zuließen. Sie hatten sich eng beieinander gesetzt, um sich mit ihrer Körperwärme ein wenig vor der schleichenden Kälte zu schützen.

Sie redeten nicht viel. Claire war in Gedanken bei Ken und hoffte, dass es ihm gut ging. Aber sie dachte auch an all die anderen Menschen, die einer sehr ungewissen Zukunft ins Auge schauten. Und diese Zukunft lag dann wohl offensichtlich in dieser Welt.

Konnten es die Menschen hier schaffen? Sie würden ganz von vorn beginnen müssen und all die technischen Errungenschaften, die das Leben so erleichterten, waren damit Vergangenheit. Selbst so einfache Dinge, wie ein Feuer zu entfachen, würde für sie zu einer echten Herausforderung werden. Genauso wie das Melken einer Kuh beispielsweise oder das Dreschen von Getreide. Markus' und Airudas Gedanken nahmen einen ähnlichen Verlauf, wobei Markus auch an seine Schwester dachte. Er fragte sich, was mit ihr und all den anderen, die den Zeitsprung nicht geschafft hatten, passiert war. Waren sie in *New Hope* geblieben? Waren sie im Zeitstrudel gefangen? Oder waren sie tot?

Darauf wusste er keine Antwort, doch ihm wurde unversehens klar, dass Airuda recht hatte. Sie mussten es in dieser Welt schaffen zu leben, sonst wäre am Ende niemand mehr übrig.

Plötzlich verdunkelte sich der Himmel und kurze Zeit später

hörten sie den Tumult, der von draußen an ihre Ohren drang.

Schreie! Entsetzliche Schreie, die von panischer Angst zeugten. Und dazwischen ein Kreischen, welches sie noch nie vorher gehört hatten und deshalb auch überhaupt nicht zuordnen konnten. Sie sprangen auf und rannten zu der Luke in der Wand, die ihnen einen schmalen Blick auf den Burghof ermöglichte. Markus schaute als Erster hinaus und sah die Menschen dort unten wild durcheinanderlaufen. Nein, nicht wild, sie rannten in den Burghof hinein.

»Was siehst du? Was ist da draußen los?«, fragte Claire ängstlich. Markus trat nur beiseite und gab den Blick für sie frei. Zum Schluss schaute auch Airuda in den Hof und dann hielt die Drei nichts mehr in dem Raum. Wie auf einen Befehl hin rannten sie zum Ausgang, und als sich Hartmann ihnen in den Weg stellte, wurde er einfach von Airuda zur Seite gestoßen.

Sie rannten, so schnell es die steinernen Stufen, zuließen, die Treppe hinab und erreichten atemlos das untere Geschoss. Auch dort waren alle in Aufruhr und schrien wild durcheinander.

Markus, Claire und Airuda konnten sich zunächst keinen Reim darauf machen, was eigentlich passiert war. Doch sie spürten die Gefahr, die im Handumdrehen auf die Drei übergriff.

»Wo ist Ken? Wo ist Dan?«, rief Claire auf einmal verzweifelt, während Markus die Zeitmaschine anschaute, die er die ganze Zeit über in den Händen gehalten hatte. Airuda folgte Markus' Blick und schien zu ahnen, was in dem Wissenschaftler vorging.

»Und? Reicht die Energie? Willst du wieder abhauen, wenn die Gefahr am größten ist?«, fragte er traurig und wütend zugleich. Da ging ein Ruck durch Markus' Körper und Claire dachte schon, der Freund wollte auf den Älteren losgehen. Doch dann antwortete er nur: »Du willst mir einfach nicht glauben, Airuda, und ich schätze mal, ich kann dich sogar verstehen. Aber dieses Mal bleibe ich. So lange, bis ich weiß, dass mein Volk in Sicherheit ist. Darauf hast du mein Wort!«

Claire glaubte, sich verhöhrt zu haben. Sie wollte hier nicht bleiben. Zwar wusste sie noch nicht, was geschehen war, doch sie sah

das Entsetzen all der anderen Menschen und wollte nur noch weg. Ohne Markus war das aber unmöglich, denn nach wie vor war er der Einzige, der das Gerät bedienen konnte.

Die Drei hatten sich durch die Menschenmassen nach draußen gedrängt und ließen ihre Blicke suchend über den Hof schweifen. Überall liefen Menschen durcheinander und riefen sich etwas zu. Dabei fiel immer wieder das Wort *Neofar*. Was es bedeutete, sollten sie bald erfahren, denn schon kurze Zeit später entdeckte Claire die beiden Freunde und fiel Ken aufatmend in die Arme. Dan stand dabei und schaute weg. Er hätte sich gewünscht, dass auch ihn jemand so überschwänglich begrüßt hätte. Doch von Markus erhielt er nur ein kurzes Nicken, dann wandte er sich zusammen mit Airuda dessen Schwester und der Priesterin zu.

»Was ist denn nur los?«, fragte Airuda sofort.

»Das wirst du nicht glauben wollen. Ein Drache! Ein leibhaftiger Drache ist über uns hinweg geflogen«, antwortete Airasha.

»Was? Willst du uns verarschen?«, brauste Dan auf. Er konnte und wollte immer noch nicht glauben, was er gerade selbst gesehen hatte. Und dass die Ärztin dem schwarzen Ding nun einen Namen gab, machte die Sache nicht besser.

»Wenn ich es doch sage. Wir haben ihn mit eigenen Augen gesehen. Und gehört haben müsst ihr ihn ja wohl auch, wenn ihr nicht ganz taub seid«, patzte die Ärztin zurück.

»He, he, nun macht mal halblang. Wir sind alle fertig, doch deshalb müsst ihr euch nicht anblaffen«, versuchte Airuda zu schlichten.

»Schon gut«, gaben Dan und Airasha klein bei.

»Ein Drache, sagtest du. Nun, das erklärt«, bei diesen Worten holte Markus den Stein aus seiner Hosentasche, den er in der Ruine eingesteckt hatte, »das hier.« Er zeigte den zusammengesmolzenen schwarzen Stein, und da waren auch bei Dan die letzten Zweifel ausgeräumt.

»Und wo ist er jetzt?«, fragte Claire da.

»Weggeflogen. Richtung Gebirge. Doch die Menschen hier haben Angst, und wir haben die Ruine gesehen. Wenn er wieder-

kommt, wird es auch um diese Burg geschehen sein.« Ken blickte traurig auf den Burgturm. Da steckten so viel Arbeit und Schweiß drin, das konnte doch nicht einfach so zerstört werden. Schon gar nicht von einem Fabelwesen!

In diesem Moment bemerkte Lyandra zwei Gestalten, die sich dem Burgtor näherten. Sie waren bepackt mit einem großen Bündel und einem Korb und machten den Eindruck, als hätten sie es sehr eilig, von hier zu verschwinden. Nachdenklich blickte die Priesterin den beiden hinterher, konnte aber nicht erkennen, um wen es sich handelte. Aber anhand des kleineren Körperwuchses vermutete sie, dass es Einheimische waren und somit wohl alles seine Ordnung hatte, denn die Wache am Tor ließ die beiden hinaus.

Während die Fremden den Burghof überrannten und die drei Gefangenen den Turm verließen, hatten sich der Graf und der Abt in den hinteren Teil des Raumes zurückgezogen, um sich kurz zu beraten, was nun geschehen soll.

»Mein Herr, die Fremden haben Schuld. Wenn sie nicht gekommen wären ...«, begann Adalbert.

»Schweigt still! Es war nur eine Frage der Zeit, bis *Neofar* wieder erscheinen würde. Das wisst Ihr so gut wie ich. Ihr habt die Nachricht doch zuerst überbracht.«

Der Abt senkte den Kopf, während Burchard schon überlegte, wie er sich das Eintreffen der vielen Menschen zunutze machen konnte. Er könnte fliehen, und die Fremden in der Burg ihrem Schicksal überlassen. Doch wo sollte er hin? In Umkreis vieler Meilen würde es keine Sicherheit für ihn geben. Zumindest solange nicht, wie er sein düsteres Geheimnis wahrte.

Also musste er sich dem Drachen stellen. Und die Ankömmlinge würden ihm dabei zur Seite stehen. Ja, so hätten sie vielleicht eine Chance.

Der Graf wandte sich vom Abt ab und den anderen Menschen

zu. Alle schauten ihn erwartungsvoll an.

»Hört mich an. *Neofar* ist zurückgekehrt. Wir dachten, wir hätten ihn besiegt, aber die Wunden, die wir ihm zugefügt haben, waren offensichtlich nicht tödlich. Nun müssen wir uns wieder für einen Kampf gegen das Ungetüm rüsten.« Die Worte lösten Unruhe unter den Zuhörern aus, denn die Bewohner der Burg erinnerten sich täglich an die vielen Opfer, die der letzte Kampf gegen den Drachen gefordert hatte. Allein die wenigen Bewohner der Burg sprachen da eine eigene Sprache.»Doch zuerst muss ich mich mit unseren Gästen beraten«, sagte der Graf noch und ging in den Burghof hinaus. Wolfram befand sich schon wieder in der Nähe seines Herrn. Als dieser ihn bemerkte, gab er ihm mit seiner Rechten ein Zeichen, dass er ihm zuhören würde.

»Mein Herr, die Sichtung *Neofars* löste eine Panik aus, der wir Ritter nicht Herr werden konnten. Die Fremden haben uns überannt und das Burgtor gestürmt. Wir hatten keine Chance.« Burchard nickte nur, denn er sah selbst, dass der Hof voller Menschen war, die nun auf ihn blickten. Der Graf stellte sich auf einen Mauervorsprung, hob die Arme zum Zeichen, dass er um Ruhe bat und sprach zu der Menge. Er wiederholte das, was er im Turm schon seinen Untergebenen gesagt hatte und schritt danach auf die Gruppe um Airuda zu.

Airuda, Ken, Claire, Dan, Markus, Airasha, Lyandra und Terrence verneigten sich leicht, als Burchard sie erreichte. Der Graf strahlte in diesem Moment eine Autorität aus, die ihn zu einem wahren Herrscher machte.

»Ihr seid mit einer Bitte an mich herangetreten und ich habe geantwortet, dass ihr dafür bezahlen müsst. Nun, die Gelegenheit dafür hat sich schneller ergeben, als ich gedacht hatte. Helft mir, das Ungetüm zu besiegen, und als Dank erhaltet ihr von mir Land, welches ihr besiedeln könnt.« Mehr sagte der Burgherr nicht, sondern er ging gleich weiter. Wolfram war ihm auf den Fersen.

»Mein Herr, glaubt Ihr, dass sie auf dieses Angebot eingehen werden?«, fragte Wolfram zögerlich. Er hatte die Ankömmlinge

genau beobachtet, doch ihre Mienen waren wie versteinert.

»Haben sie denn eine Wahl?«, stellte Burchard die Gegenfrage. Sie waren beim Abt angekommen und unterrichteten ihn von dem Angebot. Adalbert nickte wohlwollend.

»Ja, ich glaube, das könnte die Lösung unseres Problems sein. Es sind so viele, sie könnten es schaffen«, kommentierte er.

Graf, Abt und Ritter zogen sich wieder in den Turm zurück, nachdem Burchard den Küchenmägden aufgetragen hatte, einen großen Kessel voll Eintopf zu kochen.

Die Sonne stand unterdessen im Zenit. Die wärmenden Strahlen taten gut und nichts deutete momentan auf eine Bedrohung hin.

Airuda hatte sein Volk um sich versammelt und verkündete ihm das Angebot, welches der Graf ihnen unterbreitet hatte.

»Wenn wir die Bestie besiegen, bekommen wir Land, welches wir besiedeln können. Wie ihr alle gemerkt habt, sind wir in einer Zeit gelandet, die weit in der Vergangenheit liegt. Hier können wir uns nur selbst helfen. Keine Maschine, die uns die Arbeit erleichtert. Wenn wir essen wollen, werden wir dafür Felder bestellen müssen und Vieh züchten. Wir werden uns dem Grafen untertan machen müssen. Alles Wissen, welches wir uns erworben haben, nützt uns hier nichts. Wir müssen ganz von vorn anfangen, wie die ersten Menschen überhaupt.

Denkt alle darüber nach, ob ihr euch so ein Leben vorstellen könnt. Eines ist sicher, es wird sehr schwierig, aber nicht unmöglich für uns werden. Beratet euch. Am Abend werden wir unsere Entscheidungen verkünden.« Airuda sah in den Gesichtern seiner Leute alle Facetten, die in einer Mimik vertreten sein können. Von Unglaube über Fassungslosigkeit bis zur Hoffnung und gelegentlich sogar so etwas wie Freude war alles vertreten.

Dann begannen die Menschen, über ihre Zukunft in der Vergangenheit zu diskutieren.

Behira, eine junge Frau von 24 Jahren stellte noch eine ent-

scheidende Frage.

»Was passiert, wenn ich hier nicht bleiben möchte?«

»Dann kannst du einen weiteren Zeitsprung mit Markus wagen. Doch vergiss eines nicht, die Hälfte unseres Volkes haben wir gestern verloren. Und es gibt auch beim nächsten Sprung keine Sicherheit.« Markus schaute betreten drein, als Airuda das sagte, doch er wusste, dass er recht hatte. Und hier und jetzt gab es für den Wissenschaftler nicht die geringste Möglichkeit, irgendeine Reparatur an der Zeitmaschine vorzunehmen. Er war schon froh, dass sich die Energie langsam aber stetig weiter regenerierte.

Als auch diese Alternative geklärt war, fanden sich die vier Timetraveller, Airuda, Airasha, Terrence und Lyandra zusammen in einer etwas abgelegenen Ecke des Hofes wieder.

»Einen Drachen sollen wir also töten. Hat irgendwer eine Vorstellung, wie man das anstellt?«, platzte es aus Ken heraus.

»Ich weiß es nicht, aber wir werden es herausfinden. Dieser Drache ist schon mindestens einmal über diese Menschen hergefallen. Und sie müssen ihn ja irgendwie besiegt oder zumindest vertrieben haben«, sagte Markus. »Und wenn mich nicht alles täuscht, dann würde ich wetten, dass uns der Anführer der Ritter ...«

»Er heißt Wolfram«, fiel ihm Dan ins Wort.

»Ja, dieser Wolfram war bestimmt dabei, als sie gegen den Drachen gekämpft haben. Wir werden ihn fragen müssen.« Airuda bewahrte nach wie vor einen klaren Kopf. Die letzten Jahre in *New Hope* hatte er gelernt, mit solchen Ausnahmesituationen fertig zu werden.

»Sag mal, zu Hause, also ich meine in *New Hope*, trug doch fast jeder irgendwann eine Waffe«, sagte Airasha plötzlich.

»Na, jeder nun nicht gerade, und dann auch nur, wenn wir die Siedlung verlassen haben«, antwortete ihr Bruder.

»Ach, komm schon, Airuda, ich hatte genug Patienten, deren Kleiderbündel schwerer wogen als ein paar Klamotten. Die Jungs haben ihre Waffen immer mit sich herumgeschleppt.«

Airuda wusste das. Es gab zwar das Verbot, innerhalb der Sied-

lung eine Waffe zu tragen, doch es hatte sich all die Jahre niemand darum gekümmert, dass es auch eingehalten wurde. Wichtig war letztendlich doch nur, dass die Waffen einsatzbereit waren, wenn sie gebraucht wurden. Und das waren sie. Immer! Davon hatte sich Airuda bei jeder Fahrt nach *Fort Baker* überzeugen können.

»Worauf willst du hinaus, Schwesterherz?« Airashas Bruder ahnte zwar, was sie damit andeuten wollte, doch er wollte es aus ihrem Mund hören.

»Nun, hast du dich noch nicht gefragt, wie viele Pistolen und Handgranaten den Weg hierher geschafft haben könnten?« Außer Airuda waren alle anderen sehr erschrocken über diese Vermutung.

»Und wenn die losgegangen wären mitten im Sprung?« Dan konnte nicht fassen, was er da gerade hörte.

»Beruhige dich. Sind sie ja nicht«, sagte Lyandra. Auch sie wusste, dass die jungen Leute in *New Hope* ständig bewaffnet waren. Und auch sie hatte es toleriert. Die ständige Angst davor, dass die *Zombies* ihre Siedlung entdecken und vernichten könnten, hatte auch die Priesterin das Waffenverbot vergessen lassen.

»Hm. Und ihr meint, dass man mit einem Colt einen Drachen von mehreren Metern Länge töten kann?«, fragte Claire.

»Nun, mit einem sicher nicht, aber mit mehreren vielleicht«, antwortete Terrence, der bis dahin nur zugehört hatte. Und just in dem Moment zog er einen Revolver unter seinem Hemd hervor. Ken, Dan und Claire fielen die Unterkiefer fast bis auf den Brustkorb, als sie das sahen. Die *New Hoper* hingegen waren nicht überrascht.

»Damit hätten wir schon mal einen Anfang«, meinte der Kommunikationsexperte nur.

Die anderen nickten. Vielleicht waren die Waffen aus einer fernen Zukunft die Lösung des Problems in dieser gegenwärtigen Vergangenheit.

»Ich glaube nicht, dass wir alle losziehen sollten, um den Drachen zu vernichten. Wir können doch eine Gruppe auswählen.

Und wir brauchen jemanden, der schon Erfahrung im Drachenkampf hat«, meinte Markus. »Entweder unsere Waffen wirken Wunder, oder es wird ein Todeskommando. Da brauchen wir nicht alle in Gefahr zu bringen.«

»Stimmt. Da hast du recht, denke ich. Aber wir müssen sorgfältig auswählen«, gab Lyandra zu bedenken.

»Ich bin in jedem Fall dabei«, sagte Markus. »Das bin ich allen schuldig.«

»Nein!«, protestierte Claire entschieden. »Ohne dich sind wir verloren. Und das weißt du. Ich habe nicht vor, ewig hier zu bleiben.«

Airasha zog die Augenbrauen hoch und wollte gerade etwas dazu sagen, als Ken die Sachlage erklärte. »Markus ist der Einzige von uns, der die Zeitmaschine programmieren kann. Es gab noch keine Gelegenheit, einen von uns in dieses Geheimnis einzuweihen. Das heißt also, ohne Markus ist die Maschine eben nur ein Zylinder mit Kabeln drin und Knöpfen dran.«

»Dann wäre doch wohl jetzt die beste Gelegenheit, dass ihr anderen drei das endlich mal lernt. Ihr wisst doch nie, was euch nach einem Zeitsprung erwartet. Was, wenn Markus mal etwas passiert?« Airuda dachte wie fast immer praktisch. »Nutzt die Zeit, während wir die Drachenkämpfer auswählen. Markus, ich zähle auf dich.«

»In Ordnung. Versucht, diesen Wolfram für das Unternehmen zu gewinnen. Er erscheint mir ... fähig.«

»Ja, der gefällt mir auch. Finsterer Kerl, aber er hat was. Eine gewisse Autorität und ... ich weiß nicht ... Na, mal sehen, was er davon hält«, stimmte Airasha zu. Terrence und Airuda grinsten sich kurz an, was Lyandra mit einem Kopfschütteln kommentierte.

Die ehemaligen *New Hoper* gingen in Richtung Turm und ließen die vier Timetraveller allein.

Unterdessen war es Mittag geworden. Ein verführerischer Duft wehte über den Hof. Eine Mischung aus Rüben, Kohl und Fleisch. Einen Augenblick später brach eine freudige Unruhe los,

denn die Küchenmägde riefen zum Essen. Hundert hungrige Menschen folgten dem Ruf, doch so einfach war so eine ‚Massenfütterung‘ nicht. Die Anzahl der Schalen, Schüsseln und Töpfe war begrenzt, sodass sich meist mehrere Leute ein Gefäß teilen mussten. Löffel waren ebenfalls nur in begrenzter Stückzahl vorhanden. Und mit diesen Holzlöffeln zu essen erforderte eine gewisse Übung, sodass die Beköstigung der Ankömmlinge fast den ganzen Nachmittag dauerte. Die Stimmung hellte sich merklich auf und dieses ungewohnte Essen – mal nicht aus der Dose – schmeckte allen unglaublich gut.

Und dennoch schwebte die dunkle Bedrohung wie ein Schleier über der Burg, der sich dann auch bald über sie legen sollte. Besonders über den Herrn der Burg.

Airuda, Airasha, Lyandra und Terrence gehörten zu den Ersten, die ein warmes Essen bekamen, und gingen danach dann geradewegs zum Turm. Dort hofften sie, auf den Grafen zu treffen und mit ihm reden zu können. An der Tür stand eine Wache, der sie ihr Anliegen mitteilten. Zuerst glaubten sie schon, dass der Mann sie nicht verstand, doch dann reagierte er und rief etwas in das Innere des Turmes. Nach einer für sie unverständlich gerufenen Antwort trat er zur Seite und ließ sie eintreten.

Der Tisch in der Mitte des Raumes trug noch die Überreste des Mittagmahles. Außer Fleisch war nichts anderes zu sehen, wobei es nun mehr Knochen als Fleisch waren. Die Leute am Tisch sahen in diesem Moment sehr zufrieden aus.

»Ja?«, fragte der Graf nur.

»Herr, wir haben über Euer Angebot beraten«, sagte Airuda.

»Ah, sie haben sich beraten. Hatten sie denn eine Wahl?«, fragte der Graf seinen Nebenmann in der schwarzen Kutte. Dieser erwiderte nichts. Dem Abt war nicht zum Scherzen zumute, nicht, nachdem er *Neofar* mit eigenen Augen gesehen hatte.

»Und?« Wieder stellte der Graf nur so eine kurze Frage.

»Gebt uns ein paar Eurer Ritter mit auf den Weg, dann wollen wir es versuchen. Wir brauchen nur jemanden, der Erfahrung mit dem Drachen hat. Jemand, der weiß, wo wir das Untier finden. Jemand, der weiß, wie man es töten kann.« Airuda wurde immer leiser, als er die Reaktion auf seine Worte in des Grafen Gesicht sah. Dieses verfinsterte sich bei jedem Wort immer mehr.

»Ich kann euch keinen Ritter mit auf den Weg geben. Wer kümmert sich dann um die Burg?«, brauste Burchard auf.

»Nur einen! Da, wo wir herkommen, gehören Drachen in das Reich der Märcen und Legenden. Bis heute wussten wir nicht, dass es wirklich Drachen gibt. Wie sollen wir denn dann gegen einen kämpfen?« Lyandra passte sich in ihrem Tonfall dem Grafen an, was dieser mit einem Grinsen quittierte.

»So, so, du willst also gegen ihn kämpfen, ja? Also gut. Wenn sie«, er deutete mit dem rechten Zeigefinger auf die Priesterin, »mitgeht, dann sollt ihr einen Ritter bekommen. In dem Fall gebe ich euch Wolfram mit auf den Weg. Er wird euch nicht enttäuschen.«

Aus Wolframs Gesicht wich alle Farbe. Er hatte schon einmal gegen das Untier kämpfen müssen und hätte sich nicht sein Bruder Andreas geopfert, dann wäre es um ihn geschehen gewesen. Aber gegen den Befehl seines Herrn konnte er nichts tun und musste sich fügen.

»Gut. Dann brechen wir morgen früh auf«, sagte Airuda. Er drehte sich gerade um und wollte den Turm verlassen, als eine Magd wehklagend hineingelaufen kam. Sie fiel vor dem Graf auf die Knie und schluchzte: »Mein Herr, mein Herr, Eure Tochter ...«

»Was ist mit meiner Tochter? Sprich!«, fuhr Burchard sie an.

»Sie ist fort.«

»Ach was, wo soll sie denn sein? Habt ihr überall nachgesehen? Sicher ist sie wieder im Stall oder in der Küche«, vermutete der Graf.

»Nein, mein Herr. Die Kleidertruhe Eurer Tochter stand offen und es fehlen Dinge daraus. Vor allem die warmen Kleider und

Decken. Und Alma, die Küchenmagd, musste der Zofe Eurer Tochter Essen aushändigen. Dabei musste sie ihr versprechen, dass sie niemandem etwas sagt. Sie hat ihr gedroht.«

Nun war Burchard ebenso blass wie Wolfram.

»Wachen!«, schrie er. »Sucht meine Tochter! Sie hat die Burg verlassen! Nehmt die Pferde und reitet ihr nach!« Hektische Bewegung entstand und kurze Zeit später waren sieben bewaffnete Männer unterwegs, um Franziska aufzuspüren. Wolfram sprang auch auf, um sich dem Suchtrupp anzuschließen, doch Burchard hielt ihn mit den Worten zurück: »Deine Aufgabe ist eine andere.«

Franziska und Lina liefen geradewegs in den Wald, nachdem ihnen die Flucht durch das Burgtor geglückt war. Sie verließen den Pfad ins Dorf, sobald sie außer Sichtweite der Burg waren.

»Wo sollen wir denn nun hin, Herrin?«, fragte Lina, die sich in dieser neuen Situation gar nicht wohlfühlte. *Neofar* hin oder her, in der Burg hatten sie wenigstens etwas Schutz vor dem Ungeheim. Und Ritter, die es bekämpfen konnten. Doch nun?

»Folge mir einfach. Ich habe eine Idee«, sagte die Grafentochter nur.

So eilten die beiden Mädchen abseits des Pfades in Richtung der alten Falkenstein-Ruine.

Als die Zofe bemerkte, dass ihre Herrin geradewegs auf diese Ruine zulief, wollte sie nicht glauben, dass das ihr Ziel sein könnte.

»Franziska, Ihr wollt doch nicht etwa ...?«

»Doch. Genau das ist mein Ziel. Einen sichereren Platz als dort gibt es derzeit nicht. Wir verstecken uns in den alten Mauern und gehen nur hinaus, wenn es sein muss. Dort wird *Neofar* keine lebende Seele vermuten«, antwortete Franziska. Ganz wohl war ihr nicht, denn auch sie kannte die Gerüchte, die sich um die alten Gemäuer rankten.

»Aber was ist mit den Geistern, die dort hausen?«, fragte eine verängstigte Lina. Sie spürte jetzt schon eine Gänsehaut, wenn sie daran dachte, dass die Geister der durch *Neofar* getöteten Menschen des Nachts durch die Ruine spukten.

»Papperlapapp. Geister! Glaubst du diesen Unsinn etwa? Ich nicht!« Franziska gab sich Mühe, ihre Stimme entschieden klingen zu lassen, doch so ganz funktionierte es nicht. Auch sie befürchtete, dass an dem Gerede über die Geister etwas dran sein könnte, aber lieber wollte sie sich auf tote Gespenster einlassen als auf einen höchst lebendigen Drachen.

Sie erreichten schon nach kurzer Zeit die Außenmauer des alten Falkenstein, kletterten über genau jenes Geröll, über welches auch die Zeitreisenden den alten Burghof erreicht hatten, und suchten sich ein Versteck, welches sie vor den Augen des Ungeheuers bewahren konnte. Dort richteten sie sich mit ihren mitgebrachten Decken und Mänteln so gut es eben ging ein und konnten nichts weiter tun als warten.

Die ausgesandten Männer, die sich auf die Suche nach den Mädchen gemacht hatten, kamen gar nicht auf die Idee, dass die beiden sich in der Ruine versteckt haben könnten, sondern sie schlugen den direkten Weg ins Dorf ein. Auch sie glaubten an *Neofars Fluch*, demzufolge die Geister der von ihm getöteten Menschen durch die verbrannte Ruine spukten.

Burchards Laune wurde immer schlechter. Erst die Sorge wegen *Neofar* und nun auch noch die verschwundene Tochter. Das Anliegen des Abtes, was nun mit den überlebenden Bauern passieren würde, hatte er unterdessen ganz vergessen. Also blieb Adalbert vorerst nichts weiter übrig, als in der Burg abzuwarten.

Die kleine Gruppe um Airuda war zu ihren Landsleuten zurückgekehrt. Lyandra kochte vor Wut über die Erpressung des Grafen. Doch sie hatte keine Wahl und musste wohl oder übel mit auf die Drachenjagd gehen. Für die Frauen aus *New Hope* war die Gefahr

durch die *Zombies* genauso allgegenwärtig gewesen wie für die Männer, und sie hatten auch den Umgang mit Waffen gelernt, doch nie hatten sie sich in unmittelbarer Gefahr befunden.

Aber letztendlich tröstete sie sich damit, dass sie ja nicht allein war, und vertraute darauf, dass Airuda, wie immer in der Vergangenheit, eine kluge Entscheidung treffen würde.

»Hört mir zu. Der Herr der Burg verlangt von uns, dass wir den Drachen besiegen. Dafür gibt er uns Land. Wie Terrence werden einige von euch ihre Waffen noch bei sich haben«, begann Airuda. Die meisten in der Menge, besonders die männlichen Jugendlichen, schüttelten erst einmal energisch den Kopf.

»Ihr braucht deshalb kein schlechtes Gewissen zu haben, denn jetzt wäre es wirklich gut, wenn wir ein paar unserer Waffen zur Verfügung hätten. Ich weiß nicht, ob man damit einen Drachen erlegen kann, aber eine andere Möglichkeit sehe ich nicht. Also müssen wir es versuchen«, setzte Airuda seine Rede fort.

»Kommt schon, Jungs, raus mit den Schießseisen. Wer eines bei sich hat, kommt am besten herüber zu mir«, munterte Terrence die Jüngeren auf. Zögernd traten einige zu ihm und hielten plötzlich Pistolen in der Hand. Alles in allem waren es 11 junge Männer und zwei Frauen, die ihre Waffen mit in diese fremde Welt geschmuggelt hatten. Mit Terrence Colt hatten sie zusammen also 14 einsatzfähige Kleinwaffen. Die Munition wurde überprüft und man kam zu dem Schluss, dass sie es damit versuchen konnten, das Untier zu bekämpfen.

»Wir haben 14 Waffen, also ziehen auch 14 Leute in den Kampf. Markus, Lyandra, Terrence und ich sind auf jeden Fall dabei. Ich brauche also noch 10 Freiwillige«, forderte Airuda. Zu seiner Überraschung meldeten sich viel mehr. Eigentlich wollten alle mitgehen. Doch die Älteren waren nach wie vor der Meinung, dass sich nicht alle in Gefahr bringen sollten. Würde das Unternehmen scheitern, konnten die Verbliebenen immer noch eine Möglichkeit finden, um in dieser Welt zu leben oder einen weiteren Zeitsprung zu riskieren.

Sie wählten junge Männer aus, die zusammen mit Airuda erste

Kampferfahrungen bei ihren Expeditionen nach *Fort Baker* gesammelt hatten und die der Ältere für verlässlich hielt.

Da meldete sich Airasha zu Wort. »Wenn du gehst, gehe ich mit. Ich bleibe nicht ohne dich zurück, Bruder. Und wenn jemand verletzt wird, werdet ihr meine Hilfe brauchen«, sagte die Ärztin. Ohne ihre medizinischen Geräte war es allerdings fraglich, wie diese Hilfe aussehen sollte, denn Airasha hatte sich immer auf ihre Scanner und sonstigen Apparaturen verlassen. Und was sie während ihrer Ausbildung gelernt hatte, brauchte sie die letzten Jahre kaum anzuwenden. Trotzdem war sie die Einzige, die jemals gelernt hatte, eine Wunde zu versorgen. Airuda überlegte kurz, aber Lyandra tat ihr Einverständnis schnell kund.

»Lasst sie mitgehen. Airasha kann ebenso mit einer Waffe umgehen wie mit dem Medscanner.« Lyandra gefiel der Gedanke, dass sie nicht die einzige Frau bei diesem Unternehmen sein sollte.

So war es beschlossen, und am nächsten Morgen würden die 14 zusammen mit Ritter Wolfram die Burg verlassen, um einen Drachen zu suchen und zu besiegen.

Airuda ging zum Turm und unterrichtete die Wache vor dem Eingang über ihren Entschluss. Der Mann informierte den Grafen und Ritter Wolfram.

Die vier Timetraveller hatten sich nach dem ungewohnten Essen in eine stille Ecke zurückgezogen. Markus nutzte die Gelegenheit sofort und erklärte den anderen, wie die Zeitmaschine zu programmieren war.

»Als Erstes muss gewährleistet sein, dass die Maschine genug Energie hat. Das erkennt ihr an dieser Glühlampe im Innern, da«, begann der Physiker.

»Und woran erkennt man das?«, fragte Claire.

»Nach einem Zeitsprung glimmt die Lampe meist nur noch leicht. Im Lauf der Zeit, und das ist von Welt zu Welt verschieden,

muss das Leuchten immer heller werden, bis es fast weiß ist. Weiß mit einem blauen Schimmer an den Rändern. Das habt ihr doch schon gesehen«, fuhr Markus fort.

»Hm, gesehen vielleicht, aber nie genau darauf geachtet«, bemerkte Ken.

»Dann sind wir vom nächsten Zeitsprung aber noch ein ganzes Stück entfernt, wenn ich mir das so anschau«, stellte Dan fest.

»Richtig. Das Leuchten der Lampe ist noch orange, aber es ist schon heller geworden im Lauf des Tages. Wenn sich die Energie weiter konstant regeneriert, schätze ich, dass die Maschine Morgen um diese Zeit vollgeladen ist. Und das hier«, dabei zeigte Markus auf eine Lampe, die man nur an der Rückseite der Zeitmaschine erkennen konnte, »das ist unser Joker!«

»Hä?«, fragte Claire.

»Dieses Teil habe ich in *New Hope* eingebaut. Es ist eine Art Notstromaggregat. Falls wir mal nicht warten können, bis sich die Maschine wieder aufgeladen hat.«

»Aha«, sagte Ken nur. Den Sinn hatten die anderen nicht sofort begriffen, bis Markus das anhand eines Beispiels erklärte. »Stellt euch vor, wir landen am Nordpol. Nur Eis und Frost um uns herum. Was glaubt ihr, wie lange wir da überleben? Für so einen extremen Notfall ist diese zusätzliche Energie gedacht. Das Problem ist nur, ich weiß nicht, ob und wie oft es funktioniert. Aber im Moment sind wir darauf ja nicht angewiesen und wir werden es auch für den absoluten Notfall hüten«, endete der Physiker und tippte wohlwollend auf das orangefarbene Licht im Innern des Zylinders.

Die Worte aus Markus Mund hörten sich für die anderen drei zunächst sehr beruhigend an. »Aber wir werden morgen sicher noch nicht starten können, denn wie ihr wisst, muss ich erst noch einen Drachen töten.«

»Oh ja, Markus macht den Siegfried. Und vergiss nicht, anschließend im Drachenblut zu baden«, scherzte Ken, der mit der Nibelungensaga vertraut war.

»Und was soll das bringen?«, fragte Dan verständnislos.

»Na, Drachenblut macht die Haut unverwundbar. Pech für Siegfried war, dass ihm ein Lindenblatt am Rücken klebte und er später an genau dieser Stelle von einem Speer durchbohrt wurde«, gab Ken nun zum Besten. »Das steht alles im Nibelungenlied, ein deutsches Heldenepos aus dem Mittelalter. Da hieß der Drache *Fafnir*. Solltest du mal lesen, wenn wir irgendwann wieder nach Hause finden.«

»Na, nicht dass wir hier in dieser Welt noch Geschichte schreiben, weil Markus einen Drachen tötet. Aber das wär doch was, wenn sich die Leute hier in vielen Jahren noch an uns erinnern.«

»Nicht an uns, Dan, sondern sicher nur an den, der den Drachen letztendlich erledigt. Die anderen sind dann nur noch schmückendes Beiwerk«, sagte Claire dazu, die sich genau wie Ken auch mit verschiedenen Heldenepen auseinandergesetzt hatte.

»So, nun aber zurück zum Wesentlichen. Die Sache mit diesem Drachen ist schon schlimm genug, und wenn ich daran denke, dass wir genau dieses Ungetüm morgen aufsuchen wollen, ist mir überhaupt nicht nach Scherzen zumute. Mir ist ehrlich gesagt ganz und gar nicht wohl bei dem Gedanken und am liebsten würde ich einfach abhauen«, gab Markus zu.

»Aber?«, fragte Ken.

»Ich bin es meinem Volk einfach schuldig, dass ich dabei helfe, dass sie hier eine Zukunft haben können. Schließlich war es mein Ehrgeiz, der mich an diesen verdammten Strahlen mit forschen ließ, die unsere Welt letztendlich ausgerottet haben.« Markus war eher wütend als einsichtig bei diesen Worten, doch seine Freunde machten ihm keinen Vorwurf.

»Dann zeig uns jetzt am besten, wie man das Ding da programmiert. Denn Airuda hat schon recht, man weiß nie, was noch kommt«, sagte Dan in die eingetretene kurze Stille.

»Gut«, begann Markus, »wenn die Zeitmaschine also genug Energie geladen hat, dann kommt der schwierige Teil - das Programmieren. Ich habe bisher immer als Zeit und Ort den Ausgangspunkt unserer ersten Reise eingegeben, also Kansas City und 22.10.2006. Die Koordinaten dazu sind gespeichert, sodass

Ort und Zeit in dem Fall ausreichen. Wenn die Maschine richtig funktionieren würde, dann muss man für den gewünschten Zielort natürlich zuerst die entsprechenden Koordinaten eingeben. Aber das brauchen wir jetzt nicht, ihr müsst wissen, wie wir nach Hause zu kommen hoffen. Das funktioniert so. Zuerst drückt man die V1-Taste. Das ist die Power-Taste. Dann leuchtet das Display auf. Diese Knöpfe hier von 1 bis 5 sind wie bei einem Handy mit Mehrfachzeichen belegt. Und das ist das Problem, dass das Programmieren immer einen Moment dauert. Ich hab schon versucht, die Daten auch irgendwie zu speichern, aber das funktioniert nicht. Deshalb braucht man flinke Finger, um alle Zeichen da einzutippen. Mit der V2-Taste werden die Eingaben bestätigt, und wenn ihr sicher seid, dass alle Zeichen richtig sind, dann heißt es Hände an die Maschine und ab die Post. Erst dann darf die T-Taste gedrückt werden. Na ja, und was danach kommt, dass weiß der liebe Gott allein.«

»Woher weiß ich denn, welche Zeichen auf welcher Taste gespeichert sind?«, fragte Claire.

»Wenn du die Taste das erste Mal drückst, leuchten die alle im Display auf. Und wie bei einem Handy musst du die Taste so oft drücken, bis der Buchstabe, den du brauchst, unterlegt ist«, antwortete der Wissenschaftler.

»Eigentlich ganz simpel, wenn man weiß, wie es geht«, erkannte Dan.

»Bis dahin schon. Doch jetzt wird es richtig schwierig. Habt ihr schon mal etwas von der Caesar-Verschiebung gehört?«, fragte Markus. Ken und Dan schüttelten die Köpfe. Doch Claire wusste sofort Bescheid. »Das ist eine Art von Verschlüsselung, eine Geheimschrift.«

»Genau. Julius Caesar, ein römischer Kaiser eurer Welt, hat diese Art von Verschlüsselung genutzt. Es ist eine sogenannte Substitutions-Chiffre. Dabei werden Buchstaben durch Buchstaben, die im Alphabet ein paar Stellen weiter stehen, ersetzt.«

»Hä?«, kam es aus Dans Mund. »Ich versteh grad gar nichts.«

»Dann hör genau zu«, sagte Claire grinsend. »Es gibt bei der

Caesar-Verschiebung das Klartextalphabet. Das ist in unserem Fall unser ganz normales amerikanisches Abc. Und dann kommt das Geheimtextalphabet. Da werden die Buchstaben um eine bestimmte Zahl verschoben. Diese Zahl ist dann der Schlüssel zum Knacken des Codes.«

Ken grinste breit. »Claire, auch wir Amerikaner benutzen lateinische Buchstaben.« Die junge Frau wurde etwas rot, sagte aber nichts.

»Richtig. In unserem Fall«, fuhr Markus ebenfalls grinend fort, »beginnt das nicht mit dem Buchstaben A, sondern mit dem F. Das heißt, dass das Geheimtextalphabet um 5 Stellen verschoben ist. Wenn ihr nun Kansas City programmieren wollt, dann müsst ihr die Buchstaben immer um 5 Stellen verschieben. Da ich das schon einige Male geübt habe, weiß ich, dass ich statt Kansas City deshalb *Pfsxfx Hnyd* eingeben muss.«

»Und was ist mit den Zahlen?«, fragte Ken, der das System als Erster verstanden hatte.

»Die hat Evans komischerweise nicht verschlüsselt«, gab Markus zur Antwort.

»Hat jemand von euch noch etwas zum Schreiben dabei?«, wollte Dan wissen. Alle schüttelten die Köpfe. Keiner der Vier war noch im Besitz irgendeines Gegenstandes aus ihrer eigenen Welt. Nur die Zeitmaschine war davon übrig.

»Schade, dann werden wir uns das mal hier in den Boden kratzen, damit ich das auch richtig verstehe«, antwortete der Blonde sich dann selbst und griff nach einem länglichen Stein. Damit begann er, das Alphabet in den harten Boden zu kratzen.

»Das wäre also das Klartextalphabet, richtig?«, fragte er. Markus nickte. »Und wenn ich jetzt mit dem 5. Buchstaben beginne, habe ich das Geheimtextalphabet?«

»Nicht ganz, du musst es um 5 Stellen verschieben. Dann fängst du nicht mit dem 5. Buchstaben an, sondern ...«, begann Markus.

»... mit dem 6., also mit dem F«, beendete Dan den Satz und ritzte unter das A ein F, unter das B ein G, unter das C ein H usw.

»Das ist eine ziemlich simple Art von Verschlüsselung, doch

wer den Schlüssel nicht kennt, kann sich dumm und dämlich daran probieren. Deshalb ist es auch wieder wirkungsvoll«, meinte Claire. »Und weil diese Verschlüsselung heutzutage als einfach zu knacken gilt, wird sie kaum noch angewendet. Ein geschickter Schachzug von Professor Evans.«

»Ja, da muss man erst einmal drauf kommen«, erwiderte Markus. »Ohne den Notizzettel, den Evans in dem Bucheinband hinterlassen hatte, würde ich heute noch rätseln. Denn mit dieser Buchstabenverschiebung ist es sehr schwierig, vernünftige Worte zu bilden. Und ein begehrtes Reiseziel habe ich mit diesem Geheimtextalphabet noch nicht schreiben können. Und deshalb ist es äußerst wichtig, dass ihr den Code niemandem, aber auch wirklich niemandem verratet. Egal, was passiert.«

Alle nickten sich zu, dann setzte sich Dan neben Markus und ließ sich das Bedienen der Zeitmaschine nochmals direkt am Gerät erklären. Ken und Claire übten sich unterdessen am Geheimtextalphabet und bildeten so schöne Worte wie *nhm qnjgj inhm*.

So ging der Nachmittag schneller dahin, als sie alle gedacht hatten und als die Dämmerung langsam einsetzte, verteilten die Küchenmägde Brot an die Fremden.

Die Nacht würden sie wieder unter freiem Himmel verbringen müssen, denn der Graf hatte noch kein Vertrauen in die Menschen und ließ sie deshalb nicht in die Gebäude der Burg. Dafür gestattete er ihnen aber, im Burghof Feuer zu entzünden, damit sie sich ein wenig aufwärmen konnten.

Für Wolfram verlief der Nachmittag nicht so entspannt. Er machte sich große Sorgen um die Grafentochter, denn die ausgesandten Ritter waren noch immer nicht zurück. Entsprechend schlecht war die Laune des Grafen, sodass der Ritter es vermied, mit ihm über den morgigen Tag zu sprechen.

Dem Abt erging es nicht viel besser. Auch er war zur Untätigkeit verdammt und konnte nichts weiter tun, als zu beten. Bur-

chard selber konnte seine Nervosität kaum unter Kontrolle halten. Er lief die ganze Zeit im Turm auf und ab.

Schließlich fasste sich Wolfram doch ein Herz und sprach seinen Herrn an. »Mein Herr, auch ich Sorge mich um Eure Tochter. Dennoch müssen Vorbereitungen für den morgigen Tag getroffen werden. Die Fremden brauchen Waffen und Rüstung, wenn wir eine Chance gegen *Neofar* haben wollen.«

»Ach Wolfram, belästige mich doch damit nicht. Tu, was du für richtig hältst«, sagte der Graf nur, der wegen seiner Tochter kaum eines klaren Gedankens fähig war. Wolfram verneigte sich und verließ den Turm. Im Hof schaute er sich nach dem Anführer der Fremden um, der, den er am besten verstehen konnte. Er fand ihn inmitten einer Gruppe anderer Leute und ging auf ihn zu. Die Gespräche um Airuda verstummten, als Wolfram näher kam.

»Du! Wir müssen reden«, sagte Wolfram.

»Ja?«, fragte der Angesprochene.

»Wenn wir *Neofar* besiegen wollen, braucht ihr Waffen. Wer kann mit dem Schwert umgehen?«

»Äh, also ... nun, mit einem Schwert. Ich glaube, das wird schwierig«, stotterte Airuda.

»Also Lanzen?«, fragte der Ritter.

Airuda schaute sich kurz um, um die Reaktionen der anderen zu sehen. Sie staunten alle nicht schlecht, doch Airuda wusste, dass sie weder mit der einen noch mit der anderen Waffe umzugehen vermochten. Er überlegte kurz und sagte dann: »Ja. Ja, Lanzen sind gut.«

Wolfram nickte kurz und befahl: »Mitkommen!«

»Kommt, Drachenkämpfer, es wird ernst«, sagte Airuda und dann gingen 14 Leute hinter Wolfram her. Der Ritter hatte die Waffen schon in eine abgelegene Ecke des Burghofes bringen lassen, denn auch er wollte nicht, dass die Fremden die Gebäude betreten. Deshalb lehnten an der Burgmauer 9 Schwerter und 8 Lanzen.

Die Zeitreisenden suchten sich jeder eine Waffe aus und erschraaken darüber, wie schwer diese waren. Solch ein Schwert

würde kaum einer von ihnen schwingen können. Und trotzdem gaben ihnen diese Waffen irgendwie auch ein Gefühl von Sicherheit. Das waren genau die Waffen, mit denen man in dieser Zeit kämpfte. Mit denen man gegen einen Drachen kämpfte. Ob ihnen ihre Schusswaffen etwas nützen würden, das musste sich nämlich erst noch herausstellen.

Schwer bewaffnet kehrten alle zu ihren Landsleuten zurück und damit nahm der erste Tag in dieser so unvorstellbar fremden Welt ein Ende.

Am folgenden Morgen war die Burg schon vor der Dämmerung erwacht. Die Nacht verlief ohne Zwischenfälle. Weder hatte sich *Neofar* gezeigt, noch waren die Ritter zurück, die sich auf die Suche nach der Grafentochter begeben hatten. Diese waren noch die halbe Nacht umhergeirrt und hatten dann in einem Dorf bei ein paar Bauern übernachtet. Alle Fragen nach Franziska hatten nichts gebracht, sie blieb nach wie vor verschwunden.

Franziska und Lina hatten die Nacht in der Ruine mehr schlecht als recht überstanden. Steif vor Kälte krochen sie soeben aus ihrem Versteck hervor und Franziska war sich auf einmal nicht mehr so sicher, ob das Weglaufen wirklich so eine gute Idee gewesen war. Doch dann hatte sie wieder die verheerenden Bilder der Zerstörung durch das Drachenfeuer genau vor Augen und deshalb beschloss sie, noch weiter in der Ruine auszuharren. Sie hatte immer noch das Gefühl, dass *Neofar* etwas im Schilde führte und sie war überzeugt davon, dass er die sowieso schon verbrannte alte Burg nicht ein zweites Mal überfallen würde.

Dennoch, etwas lag in der Luft. Und darum kehrten die beiden Mädchen in ihr Versteck zurück und nahmen ein karges Frühstück ein.

Im Burghof hingegen war schon richtig Bewegung. Die 14 Drachenkämpfer bekamen ein Frühstück, welches aus Getreidebrei und Molke bestand. Dazu gab es Brot vom Vortag, welches sie

alle aber als Wegzehrung mitnehmen wollten.

Dann erschienen der Graf, der Abt und Ritter Wolfram.

Burchard ergriff das Wort. »Geht hinaus und tötet *Neofar*. Wenn euch das gelingt, sollt ihr Land und Leute bekommen. Scheitert ihr, verlasst ihr mein Land!« Ein Raunen ging durch die Menge, doch niemand erhob laut Einspruch.

Airuda winkte seine Begleiter zu sich, nachdem sich alle von Familie und Freunden verabschiedet hatten. Es gab Umarmungen aber auch Tränen.

Ken, Claire und Dan wünschten Markus viel Glück. Die Zeitmaschine hatte Dan in Verwahrung genommen.

Dann griffen sie alle nach den Waffen und folgten Wolfram zum Tor hinaus.

Im Hof herrschte nun vollkommene Stille. Die Zukunft aller hing von dieser Gruppe Menschen ab, die die Burg soeben verlassen hatte.

Wolfram schlug den Weg direkt in die Berge ein. Airuda und Terrence gesellten sich an seine Seite und begannen ein Gespräch. »Weißt du, wo der Drache haust?«

Wolframs Miene verfinsterte sich. Er sah in den Fremden einfache Bauern. Und die hatten ihm Ehre zu bekunden. Andererseits, ihm gefiel auch die Art dieser Leute irgendwie. Fremd, aber nicht unangenehm. Dennoch, sie hatten ihn gefälligst richtig anzureden.

»Ich bin nicht euresgleichen. Verstanden? Du hast mich respektvoll anzureden«, sagte er.

Airuda verstand. »Ja, Herr. Also, wisst Ihr, wo der Drache zu finden ist?«

»Wir müssen in die Berge. Ein Fußmarsch, der bis zur Mittagsstunde dauern wird. Dann kommen wir zu einer Schlucht und dann werdet ihr es sehen«, antwortete Wolfram.

»Ihr habt schon einmal gegen den Drachen gekämpft?«, wollte

Terrence wissen.

»Ja. Doch er hat überlebt. Dieses Untier ist nicht so einfach zu töten. Seine Schuppen sind undurchdringlich für unsere Waffen«, antwortete der Ritter.

»Aber wie sollen wir es dann schaffen?«, fragte Markus erschrocken, der direkt hinter den Dreien herging.

»Das werden wir sehen. An Kopf und Bauch gibt es Stellen, die nicht durch Schuppen geschützt sind. Dort müssen wir zuschlagen.« Besonders ermutigend hörte sich Wolfram dabei nicht an.

»Dann müssen wir aber darauf hoffen, dass die Bestie nicht in der Luft unterwegs ist«, sagte Airuda nur.

Wolfram schwieg. Er hatte von Burchard nur den Auftrag erhalten, die Fremden zum Drachenhort zu bringen. Alles andere würde sich dort ergeben. Wenn sie Pech hatten, mussten sie erst warten, bis *Neofar* zurückkam, falls er unterwegs war, und konnten nur hoffen, dass er der Burg nicht wieder einen Besuch abstattete. Bis auf ein paar Wachen und den fremden Menschen war die Burg zurzeit nahezu unbewacht.

Die Gruppe lief immer hinter dem Ritter her und wurde im Lauf des Vormittags auch allmählich schweigsamer. Als sie einen Bach überqueren mussten, machten sie eine kurze Rast. Alle tranken von dem kühlen, klaren Nass. Noch nie hatte den *New Hopen* Wasser so gut geschmeckt.

Wolfram gewährte ihnen nur eine sehr kurze Pause, dann liefen sie weiter. Je höher die Sonne stieg, umso unwirtlicher wurde die Gegend. Etwa 2 Stunden später erreichten sie dann ein enges Tal. Darin schien nichts mehr zu leben. Alles war schwarz und verbrannt. Der leichte Wind wehte ihnen einen Gestank in die Nasen, der ihnen schier den Atem nahm.

Hier musste der Drache seinen Hort haben.

Wolfram hob eine Hand und sagte: »Leise jetzt. *Er* ist hier, ich spüre es.«

Die Drachenjäger hielten alle in ihren Bewegungen inne und schauten gespannt in das düstere Tal hinein. Wolfram deutete mit seiner Rechten auf eine Öffnung im Fels, welche wohl der Ein-

gang zur Behausung *Neofars* war. Dann gab er ein Zeichen, dass sie dorthin gelangen müssten. Er legte seinen Zeigefinger auf die Lippen, eine Geste, die wahrscheinlich in allen Welten benutzt und verstanden wurde und sie machten sich an den Abstieg. Der schroffe Fels bot guten Halt, sodass sie alle den Weg hinab bewältigen konnten.

Je weiter sie nach unten gelangten, umso intensiver wurde der Fäulnis- und Verwesungsgestank. Und noch etwas schreckte die Menschen zum Teil ab, weiterzugehen. Überall lagen Knochen und Knochenreste auf dem Boden.

»Schaut nicht hin«, flüsterte Airuda den bleich gewordenen jungen Leuten zu.

Sie näherten sich der Öffnung im Fels. Als sie hineinspähen konnten, entpuppte sich diese Öffnung als Eingang zu einer riesigen Höhle. Es war dunkel darin, aber nicht so finster, dass man gar nichts mehr erkennen konnte. An den Wänden schimmerte es ganz leicht grünlich, sodass sie die Ausmaße der Höhle zumindest auf den ersten Metern erahnen konnten.

Und diese Ausmaße waren gigantisch. Es hatte fast den Anschein, dass das Innere der Höhle größer war als der ganze Berg. Doch das lag nur an den veränderten Lichtverhältnissen, die den Menschen einen Streich spielten.

Sie betraten die Höhle. Airuda, Markus und Terrence gingen nun als Erste. Der Ritter hatte sich an das Ende der Gruppe zurückgezogen. Als dieser die Höhle gerade betreten wollte, hörten sie Geräusche weit aus dem Inneren der Höhle dringen. Alle verharrten unter dem Eingang und starrten mit weit aufgerissenen Augen in das Dunkel. Nur einen kurzen Augenblick später rissen sie ihre Hände an die Ohren, denn *Neofar* stieß wieder einen so markerschütternden Schrei aus wie am vorhergehenden Tag, nur dass der Schrei hier noch viel lauter erklang und durch die vielen Echos nicht enden wollte.

Wolfram war ein paar Schritte zurückgerannt und stand zitternd seitlich neben dem Eingang. Am liebsten wäre er gänzlich wegelaufen, wusste er doch, wie gefährlich die Bestie war und er

nichts, aber auch nichts gegen sie unternehmen konnte. Doch was sollte er dann dem Grafen sagen?

Seine 14 Begleiter ließen ihm ebenfalls keine Gelegenheit, sich heimlich davon zu stehlen, denn auch sie kamen in Windeseile aus der Höhle herausgerannt und postierten sich links und rechts des Eingangs. Es dauerte auch nur einen Atemzug, bis *Neofar* selbst erschien. Er folgte seiner eigenen Rauchwolke ins Freie und schrie wiederum so laut, dass die Menschen gar nicht anders konnten, als sich die Ohren zuzuhalten. Die tückischen Augen des Drachen suchten die Umgebung ab. Dabei grollten immer wieder schreckliche Töne aus seiner Kehle hervor. Die Menschen standen seitlich hinter ihm und es dauerte einen Moment, bis er sie entdeckte. Genau diesen Moment hatten die *New Hoper* gebraucht, um ihre Waffen zu ziehen und schussbereit zu machen. Wolfram sah mit Befremden, dass die Lanzen und Schwerter achtlos weggelegt wurden und stattdessen alle Menschen ein kleines schwarzes Etwas in der Hand hielten.

Sie warteten ab. Der Ritter hatte gesagt, dass der Drache nur an Kopf und Bauch verwundbar war. Deshalb mussten sie warten, bis *Neofar* sich zu ihnen herumgedreht hatte. Als der Drache noch in genau dieser Bewegung war, schrie Airuda »FEUER!«

Und dann brach die Hölle los!

Aus 14 Handfeuerwaffen wurde gleichzeitig auf das geschuppte Untier geschossen. Der Lärm der Schreie, die der Drache abgegeben hatte, waren nichts im Vergleich zum dem, den die Waffen nun verursachten. So etwas hatte diese Welt noch nie gehört. Es waren ja nicht nur die direkten Schüsse auf das Tier, hinzu kamen außerdem die pfeifenden und heulenden Geräusche der Querschläger. Denn eines erkannten die Menschen sehr schnell: Die Schuppen des Drachen waren von der Munition der Waffen nicht zu durchdringen. Die Kugeln prallten einfach davon ab!

Terrence schrie: »Zielt auf die Augen!«

»Und in das Maul«, ergänzte Markus.

Sie feuerten eine nächste Salve ab. Die meisten Geschosse verpufften wieder wirkungslos, doch mindestens eine Kugel musste

die Bestie getroffen haben. Der Drache richtete seinen Hals auf, stieß noch einen Schrei aus und ging auf seine Angreifer los.

Der Lärm der Waffen hatte ihn wütend gemacht. Mit einer Vorderklaue fegte er einen jungen Mann mit solch einer Wucht beiseite, dass er mehrere Meter weit durch die Luft gewirbelt wurde und mit einem entsetzlich knackenden Laut auf dem felsigen Boden aufschlug. Sein Kopf war derart verdreht, dass Airasha sich den Weg zu ihm sparen konnte. Sie sah, dass das Genick des Mannes gebrochen war. Doch dieser kurze Blick zu dem Toten wurde der Ärztin zum Verhängnis. Sie sah die Schwanzspitze des Untiers erst in dem Moment auf sich zurasen, als diese ihren schlanken Körper traf und ihn beinahe in zwei Stücke spaltete.

Airasha fiel. Sie spürte vom Bauch an abwärts nichts mehr, doch die erlösende Ohnmacht kam nicht. So musste sie den weiteren Verlauf des Kampfes untätig beobachten und ihr Blick hing die ganze Zeit an ihrem Bruder. Der war gerade dabei, einen ziel sichereren Schuss auf das linke Auge der Bestie abzufeuern und einen Sekundenbruchteil später sah Airasha, dass er Erfolg hatte. Der Kopf des Drachen wurde zur Seite gerissen, doch er fiel nicht. Im Gegenteil, der Schmerz, den ihm die Bleikugel in seinem Kopf verursachte, stachelte die Wut des Untiers noch einmal richtig an. Blind vor Zorn schlug er wild mit den Vorderklauen und dem Schwanz um sich und traf dabei noch mehrere der jungen Männer, die das Pech hatten, in seiner Reichweite zu stehen. Die Geschwindigkeit, mit der sich *Neofar* nun bewegte, ließ keine Möglichkeit für die Menschen offen, sich in Sicherheit zu bringen.

Ein Gutes hatte der Treffer auch noch, der Drache hatte nicht die Zeit, um einen Feuerstoß vorzubereiten und hinauszufauchen.

Lediglich Lyandra hatte noch einen Standort, von dem aus ihr ein Schuss aus ihrem Revolver gelingen könnte. Die Priesterin schüttelte ihre Angst ab und zielte.

Nachdem der Drache nun auch sein rechtes Auge eingebüßt hatte, gebarte er sich noch einen Moment wie rasend, doch dann ließen seine Kräfte langsam, aber merklich nach.

»Greift nach den Schwertern«, rief Markus da plötzlich. Er hatte erkannt, dass man das Untier nur mit den Waffen dieser Welt endgültig niederstrecken konnte, denn die Munition ihrer Waffen war aufgebraucht. Doch es war noch immer Leben in dem Tier.

Markus war der Erste, der sich eines der schweren Schwerter griff und in die Nähe des Drachen wagte. Als Airuda das sah, war er schnell an seiner Seite. Sie stachen immer wieder auf das Tier ein, doch meist rutschten die Schwerter einfach nur an den Schuppen ab. Und Neofar wehrte sich immer noch. Es lag längst nicht mehr so viel Kraft in seinen Hieben, doch sie reichte dennoch aus, um einen weiteren der Männer in den Tod zu befördern, indem er ihn einfach zerquetschte.

Airasha sah, dass die Kräfte des Drachen erlahmten. Ein winziges Lächeln stahl sich in ihr Gesicht, als sie ihren Bruder mit einem Schwert schwingend auf das Untier zurasen sah. Dann weiteten sich ihre Augen vor Schreck und sie rief, so laut sie noch konnte: »Pass auf!«

Das rettete Airuda wahrscheinlich das Leben, denn er hielt in seiner Bewegung inne und entging so dem zuckenden Schwanz des Ungeheuers, in den er sonst geradewegs hineingerannt wäre. Doch da endlich sah Airuda, was mit seiner Schwester passiert war. Er blickte auf den zerschmetterten Unterleib und die im völlig falschen Winkel daliegenden Beine der Ärztin und wusste, dass sie den Tag nicht überleben würde.

»NEIN!«, brüllte er. Dann drehte er sich wie in Zeitlupe zu dem Mörder seiner Schwester um, hob das Schwert und raste auf die Bestie zu. Sein Ziel war der Bauch des Drachen, in den er das Schwert bis zum Heft hinein rammt. Airuda ließ es los und lief, so schnell er noch konnte, zu seiner Schwester. Er nahm ihren Kopf in seine Arme und fing hemmungslos zu weinen an. Airasha verstand das nicht, wollte ihn noch fragen, warum er weine. Da brachen ihre Augen. Die Ärztin, die zusammen mit ihrem Bruder nichts so sehr gewollt hatte als einen neuen Beginn für ihr Leben, war tot.

Airuda brach weinend neben ihr zusammen.

Wolfram hatte die Szene von seinem Standort aus genau beobachten müssen, denn er befand sich in unmittelbarer Nähe. Irrendetwas erwachte beim Anblick des weinenden Mannes in ihm. Der Ritter zog sein Schwert, griff mit der linken Hand seine Lanze und stürzte sich nun endlich doch noch in den Kampf.

Er sah, dass die anderen Menschen am Ende ihrer Kräfte waren, und dem zwar schon geschwächten, aber immer noch nicht besiegten Untier nicht mehr lange standhalten würden.

Wolfram rannte auf den Drachen zu und legte all seine Kraft in einen einzigen Schwerthieb. Mit diesem trennte er den Kopf des Ungeheuers vom Hals. In seinem Tod nahm der Drache noch ein Opfer mit sich, als sein zuckender Leib einen jungen Mann, der sich nicht mehr schnell genug in Sicherheit bringen konnte, unter sich begrub.

Neofar war tot. Doch um welchen Preis. Von den 15 Drachenkämpfern, die ausgezogen waren, um den Schrecken dieses Landes zu besiegen, kehrten nur 8 zurück. Außer Airasha ließen noch sechs Männer ihr Leben, um dem Rest ihres Volkes ein Leben in dieser Welt zu ermöglichen. Airuda saß noch immer bei seiner toten Schwester, deshalb übernahm nun Markus das Kommando. Er rief die Überlebenden zu sich, die sich allesamt sehr niedergeschlagen um ihn scharten. Der Tod ihrer Freunde war für sie schwerwiegender als der Sieg über das Untier, weshalb keiner von ihnen Stolz oder Freude empfinden konnte. Alle waren nur unendlich traurig.

Der Tag in der Burg verlief dagegen ziemlich ereignislos. Der Graf ließ sich kaum blicken, weil er sich in Sorge um seine Tochter im Turm verschanzt hatte und auf die Rückkehr der Männer wartete, die sich auf die Suche nach Franziska begeben hatten.

Abt Adalbert kündigte am Morgen an, dass er in seine Abtei zurückkehren müsse, denn nur Bruder Albrecht war über Adalberts Mission informiert und der musste darüber schweigen. Zudem

befanden sich noch die Bauern und Kinder aus dem vernichteten Dorf in der Abtei, auch um sie hatte der Abt sich noch zu kümmern. Wenigstens wusste er nun, was mit den Leuten geschehen würde. So verließ der Abt die Burg in aller Verschwiegenheit, genau, wie er gekommen war.

Die Knechte und Mägde gingen ihrer Arbeit nach, wie auch die Arbeiter, die an der Fertigstellung der Burg arbeiteten. Die meisten der Ankömmlinge aus einer fernen Welt suchten sich ebenfalls eine Beschäftigung und halfen auf der Baustelle oder in der Küche. Dabei bekamen sie einen ersten Eindruck davon, wie primitiv und dennoch auch effektiv es in dieser Zeit und Welt zugeht.

Dan mischte sich auch unter die Hilfskräfte und sah zum ersten Mal in seinem Leben, wie vieler Menschen Hände einen Burggraben aushoben. Er war sich nicht zu schade, ebenfalls nach einer Spitzhacke zu greifen und mitzuhelfen. So verging die Zeit des Wartens viel schneller und warm wurde es einem auch noch dabei.

Ken und Claire hatten die Torwache davon überzeugt, dass sie die Burg für eine Weile verlassen konnten. Sie wollten einfach mal allein sein und spazierten genau den Weg entlang, den sie am ersten Abend in der Dämmerung schon einmal zurückgelegt hatten.

Sie redeten kaum, sondern genossen die Stille und einsame Zweisamkeit.

Ohne, dass es ihr Ziel sein sollte, standen sie wenig später vor den Ruinen der alten Burg. Bei Tageslicht sahen die verbrannten Steine und eingestürzten Mauern noch trostloser aus als bei Nacht. Sie kletterten wieder über das Geröll, um ins Innere der Burg zu gelangen, und schlenderten zunächst durch die Ruinen. Zwischen ihnen knisterte es gewaltig. Sie wollten es beide, und so kam, was kommen musste. Ken zog Claire zu sich heran und küsste sie leidenschaftlich. Claire erwiderte diesen Kuss, der kein Ende nehmen wollte. Ihre Hände fuhren begierig über Rücken, Arm und Hals des anderen und es dauerte nur einen kurzen Mo-

ment, bis Claire an Kens Hosenkнопf nestelte. Sie vergaßen alles um sich herum, es gab in diesem Augenblick nur sie beide.

Glaubten sie jedenfalls, bis sie einen spitzen, leisen Schrei hörten.

Erschrocken sahen die Liebenden sich um, konnten jedoch niemanden sehen. Claire meinte, dass es irgendein Tier des Waldes gewesen sein müsse, aber der Japaner glaubte das nicht. Der Zauber des Augenblicks war vorbei. Sie richteten ihre Sachen, Claire strich sich ihre Haare glatt, dann sahen sie nach, wer den Schrei verursacht haben könnte. Er kam aus der Richtung der Turmruine. Ein Blick ins Innere genügte, um die beiden Mädchen dort auszumachen. Alle vier schauten sich erschrocken an, wobei in den Augen der Mädchen Angst zu lesen war und in denen der Timetraveller eher Überraschung.

Ken war zudem noch verärgert, weil die beiden Mädchen sie mit Sicherheit eben beobachtet hatten, doch Claire schien das nichts auszumachen. Sie sprach als Erste. »Was hat euch denn hierher verschlagen? Das ist kein Ort für kleine Mädchen!«

Franziska fasste sich wieder, denn sie hatte erkannt, dass es sich bei den beiden nur um zwei von den Fremden handeln konnte, die zwei Abende zuvor einfach so erschienen waren.

»Das ist unsere Burg. Was macht ihr hier?«, fragte sie in einem hochnäsigen Ton. Da dämmerte es bei Ken und er flüsterte: »Wenn das nicht die entlaufene Tochter ist, fresse ich einen Besen.«

»Oh, Mann, na klar«, tuschelte Claire zurück.

»Franziska?«, fragte sie. Das Mädchen, welches eben noch einen letzten Rest ihrer Würde zur Schau gestellt hatte, nickte nun und brach förmlich zusammen. Das andere Mädchen legte den Arm um sie und wisperte ihr irgendetwas ins Ohr.

»Weißt du eigentlich, welche Sorgen sich dein Vater macht? Er hat Männer ausgeschiedt, um euch zu suchen. Die sind immer noch nicht zurück«, schimpfte Claire. »Was habt ihr euch denn dabei gedacht, einfach wegzulaufen?«

»Wir haben Angst«, antwortete das andere Mädchen kleinlaut.

»Wegen euch ist *Neofar* erschienen. Und er wird die neue Burg wieder in Schutt und Asche legen, mit allem, was sich darin befindet. Und was er nicht vorher auffrisst.«

Ken und Claire verstanden nicht ganz, was sie damit sagen wollte, aber die Schuldzuweisung hatten sie sehr wohl herausgehört.

»Wegen uns?«, fragte Ken deshalb entrüstet.

»Ja, natürlich. Er erscheint immer da, wo es viele Menschen gibt. Auf der Burg leben nicht viele, doch dann kamt ihr. So viele! *Neofar* hat das gespürt und sich gezeigt. Er wird wiederkommen, und wenn er kommt, wollen wir nicht in der Burg sein«, antwortete das Mädchen wieder.

»War er schon da? Lebt mein Vater noch? Steht die Burg noch?«, fragte die Grafentochter da atemlos. Die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Neben der Angst vor dem Drachen schlich sich nun auch noch die Angst vor ihrem Vater in ihre Gedanken.

»Keine Sorge. Der Drache war nicht da und wird auch nicht kommen. Jedenfalls hoffe ich das«, versuchte Claire zu trösten. Die beiden Mädchen blickten die Studentin fragend an.

»Heute Morgen ist eine Gruppe Männer und Frauen von uns losgezogen, um diesen Drachen zu erledigen. Erfahrene Kämpfer, ich schätze mal, dass sie mit dem Untier fertig werden«, erklärte Claire.

»Sie wollen mit dem Drachen kämpfen?«, fragte Franziska.

»Nicht nur das, sie wollen ihn töten!«, antwortete Ken.

Die Mädchen hielten geräuschvoll den Atem an. »Man kann ihn nicht töten!«, sagte die Grafentochter entschieden. »Das haben die Ritter, allen voran Wolfram, schon versucht. Es geht nicht!«

»Ah, Wolfram, er ist mit dabei«, fiel Ken ihr ins Wort.

»Nein!«, wimmerte Franziska. »Dann ist es um ihn geschehen!«

»Nun mal langsam. Er ist ja nicht allein. Und die Leute, die mit ihm gegangen sind, haben schon ganz andere Ungeheuer getötet. Also, nicht den Mut verlieren«, sagte Claire. Sie glaubte an der Reaktion Franziskas erkannt zu haben, dass zwischen ihr und diesem Ritter mehr war. Dieses »Nein« eben kam nicht aus dem

Mund einer Adligen, sondern einer Verliebten!

»Ich würde sagen, ihr kommt jetzt erst einmal mit zurück in die Burg. Dann hat dein Vater zumindest eine Sorge weniger und wer weiß, vielleicht sind unsere Drachentöter ja auch schon zurück.« Als Ken das sagte, ahnte er, dass dieser Tag noch irgendeine böse Überraschung barg.

Aus drei Himmelsrichtungen kehrten Menschen in die Burg zurück.

Claire, Ken, Franziska und Lina hatten den kürzesten Weg von der alten Ruine bis zur neuen Burg.

Die Rückkehr der Grafentochter verlief gänzlich anders, als Claire und Ken gedacht hatten. Als sie Burchard am Morgen kurz gesehen hatten, war er mit den Nerven völlig am Ende. Er strahlte einen Zorn aus, der fast greifbar war. Doch als er seiner Tochter plötzlich gewahr wurde, verwandelte sich der Graf ganz in einen sorgenvollen Vater. Er schloss seine Tochter erst in die Arme, dann machte er ihr heftige Vorwürfe. Doch man merkte ihm an, dass eine Zentnerlast von ihm abgefallen war. Am Ende war er sogar ein wenig stolz auf den Weitblick, den sein Kind mit der Flucht an den Tag gelegt hatte, denn er konnte ihr nicht widersprechen, als sie den Grund für ihr Weglaufen erläuterte.

Die Männer, die Franziska suchen waren, kehrten am Spätnachmittag zurück. Ihnen war alles andere als wohl bei dem Gedanken, von ihrem Scheitern berichten zu müssen. Umso erstaunter waren sie, als ihnen am Eingang zum Turm Franziska entgegenkam.

Die Drachentöter befanden sich zu diesem Zeitpunkt noch an dem kleinen Bach, an welchem sie am Morgen eine Rast eingelegt hatten. Dort wuschen sie sich das Blut und den Schmutz ab und setzten ihren Weg schnell weiter fort.

Nachdem *Neofar* sein Leben ausgehaucht hatte, legten sie die Toten in die Höhle, damit sie nicht vorzeitig von den Aasvögeln

entdeckt wurden. Airuda hatte beschlossen, dass sie zunächst auf dem schnellsten Weg in die Burg zurückkehren würden, um vom Tod *Neofars* zu berichten. Schließlich warteten noch ungefähr 90 Menschen seines Volkes darauf, wie es nun mit ihnen weitergehen würde. Der 35-jährige war sich seiner Aufgabe trotz oder gerade wegen seiner Trauer bewusst. Um die Toten würden sie sich am folgenden Tag kümmern, genauso wie um den Kadaver des Drachen.

Wolfram hatte es sich nicht nehmen lassen, den abgeschlagenen Kopf *Neofars* mitzunehmen. Er schleppte diese Last nun mit sich herum, doch kein Wort kam über seine Lippen. Diese Last trug er ganz allein.

Es wurde schon dunkel, als Burchards Burg endlich in Sichtweite kam.

Als die kleine Gruppe den Hof betrat, schlug die Stimmung schlagartig um. Viele Augen schauten weiterhin zum Tor in der Erwartung, dass die anderen noch folgen würden, doch die Gesichter der Zurückgekehrten sagten mehr aus als jedes Wort. Und wie schon bei der Ankunft in dieser Welt hörte man wieder die Fragen nach denen, die nicht mehr da waren.

Besonders der Verlust Airashas traf ihr ganzes Volk, denn als Ärztin war sie allen, ob jung oder alt, bekannt und auch vertraut.

Wolfram schritt geradewegs auf den Turm zu, in dessen Tür der Graf erschienen war. Er legte ihm den Drachenkopf zu Füßen und verneigte sich. Burchard war sprachlos und nahm den Ritter, alle Standesunterschiede für den Augenblick vergessend, fest in die Arme. Beide Männer waren den Tränen nahe. Franziska, die hinter ihrem Vater stand, schrie auf, drehte sich um und fiel ihrer Zofe um den Hals. Beide Mädchen tanzten vor Freude. Auch im Burghof wurden neben der Trauer um die Toten Erleichterung, Freude und Hoffnung spürbar. Erleichterung, dass das Ungetüm erlegt war, Freude bei denen, deren Freunde oder Verwandte zu-

rückgekehrt waren und Hoffnung, dass sie nun in dieser Welt eine Zukunft hatten.

Der Graf verkündete für den nächsten Tag ein Fest, für das er einen Ochsen schlachten lassen würde. Dann rief er Airuda, Markus und Lyandra zu sich in den Turm. Markus erschien kurze Zeit später wieder im Hof und schickte statt seiner Terrence hinein.

Markus ging zu seinen drei Freunden und nickte ihnen nur zu. Er hatte sich entschieden. Ken, Dan und Claire waren sehr froh darüber.

»Wann brechen wir auf?«, fragte Dan.

»Sobald wir genug Energie haben«, legte Markus fest. Dan hielt ihm die Zeitmaschine hin, deren Glühen ihre Bereitschaft für einen weiteren Zeitsprung verkündete.

»Möchtest du dich denn nicht von deinen Freunden verabschieden?«, fragte Claire verwundert.

»Freunde? Nein, die habe ich hier nicht. Ich glaube, sie haben mir nicht verziehen, dass ich sie in diese Lage gebracht habe. Sie sagen nichts, aber ich spüre es. Die Einzige, die mich vielleicht verstanden hat, liegt tot in der Drachenhöhle«, gab Markus traurig zu. »Und den anderen habe ich schon Lebewohl gesagt.«

»Worauf warten wir dann noch? Wir gehören hier nicht hin. Ich glaube aber, dass dein Volk hier leben kann. Sie werden es schaffen, nach allem, was sie in der vergangenen Zeit erlebt haben«, sagte Claire noch. Dann reichte Markus dem Sportstudenten die Zeitmaschine, damit er sie programmieren konnte. Gespannt schauten ihm die anderen Drei auf die Finger, und als er alle Zeichen eingegeben hatte, legten sie die Hände auf den Zylinder.

Dan drückte die Taste »T« und die nächste Reise ins Ungewisse nahm ihren Anfang.

Oder schafften sie es dieses Mal nach Hause?

Burg Falkenstein, einige Wochen später

Franziskas Geburtstag jährte sich an diesem Tag zum 16. Mal. Vater, Tochter und Ritter Wolfram, der zukünftige Ehegemaal der Grafentochter, der sich mit der Tötung des Drachen diese Ehre erworben hatte, saßen beim Frühstück. Auch Abt Adalbert war schon zugegen. Burchard hatte ihn eingeladen, denn heute wollte, musste er reinen Tisch machen.

»Meine Tochter, heute, an deinem 16. Geburtstag werde ich dir die volle Wahrheit sagen, das bin ich dir schuldig. Du weißt, dass deine Mutter und dein ungeborener Bruder bei der Geburt gestorben sind. Nun ... das ist nur die halbe Wahrheit.«

Franziska hörte neugierig zu, konnte sich aber keinen Reim darauf machen, was ihr Vater ihr damit sagen wollte.

Burchard fuhr fort. »Die Wahrheit ist, dass *Neofar* am Tag der Geburt in der Burg erschien und deine Mutter und das Kind tötete.« Franziska glaubte, ihren Ohren nicht zu trauen.

»Aber ... warum habt Ihr mir das nie gesagt? Oh, dieses Ungeheuer. Gut, dass es nun tot ist!«

»Sprich nicht so voreilig, denn da ist noch etwas, was du nicht weißt.« Franziska wich langsam alle Farbe aus dem Gesicht. Sie blickte ihren Vater aus weit aufgerissenen Augen an.

»*Neofar* hatte einen guten Grund für sein Tun. Als er das erste Mal vor vielen Jahren in dieser Gegend gesichtet wurde, war er noch sehr klein. Und er war nicht allein. Aus Angst vor dem Unbekannten zog ich mit vielen schwer bewaffneten Rittern aus und tötete einen Drachen. Ich vermute, es war der Gefährte *Neofars*, denn der Hass des Drachen richtete sich ausschließlich auf mich und all jene, die in meiner Nähe waren. Der Drache hat niemals ein anderes Anwesen angegriffen, immer nur die, in welchen ich gerade lebte. Woher sie gekommen waren, ist allerdings bis heute ein Rätsel geblieben, denn außer von *Neofar* gibt es keine Kunde von einem anderen Drachen.«

Franziska war fassungslos. Da hatte sie ihre gesamte Kindheit in Angst und Schrecken verbringen müssen, weil ihr Vater ein

Untier tötete? Sie hatte den Drachen einige Male mit eigenen Augen gesehen und wollte nicht glauben, dass diese Bestie ihrem Vater fast leidtat.

»Herr Vater, spielt es denn noch eine Rolle? Der Drache ist tot und er hat genug Menschen mit in den Tod genommen. Ich glaube, damit ist alle Schuld oder Unschuld beglichen«, sagte Franziska, die während dieses Gespräches innerhalb weniger Minuten sehr erwachsen geworden war. »Denkt an das Gute dabei. *Neofars* Tod hat uns ein neues großes Dorf gebracht, und die Menschen dort haben schon so viel erreicht. Dass Ihr ihnen die fünf Bauern zur Seite gegeben habt, war ein schlauer Einfall. Das Dorf wächst schnell und die ersten Felder sind bestellt.«

»Ja, meine Tochter, du hast recht«, sagte Burchard seufzend und erhob sich.

Ende

Burg Falkenstein im Harz



Ein beliebtes Ausflugsziel

Im nordöstlichen Unterharz nahe Meisdorf befindet sich eine der schönsten Burgen Deutschlands. Eingebettet in dichten Wald thront die Burg hoch über dem Flüsschen Selke und lockt Jahr für Jahr viele Besucher, die den Weg dorthin auf sich nehmen. Denn egal, ob man über Pansfelde oder durch das Selketal die Burg erreichen möchte, ein langer Fußweg ist einem gewiss. Die reizvolle Landschaft macht aber schon den Weg zur Burg zu einem Erlebnis für sich.

Die Burg hat dann aber noch Einiges mehr zu bieten. Sie beherbergt ein Museum, durch welches Führungen angeboten werden. Im Museumsladen kann man kleine Andenken aber auch wissenswerte Lektüre über die Burg und die umliegende Gegend erwerben. Wen die Anreise und der Museumsbesuch hungrig gemacht hat, der kann sich in einem gepflegten Restaurant stärken, um dann einer Vorführung der Falknerei beizuwohnen.

Auch, oder besonders für Kinder lohnt sich ein Besuch auf der Burg Falkenstein allemal. »Mancherley Essen«, »Das Leben lernen« oder »Der Ritterschlag« sind Projekte, in denen Kindern das Leben im Mittelalter nahe gebracht werden. Und für ganze Kindergartengruppen wird nach Anmeldung sogar eine Schatzsuche veranstaltet.

Die Burg bietet heute eine romantische Kulisse für Eheschließungen. Im Neugotischen Königszimmer oder in der Kapelle kann man sich trauen lassen.

Des Weiteren finden jedes Jahr Veranstaltungen wie z.B. ein Walpurgisabend, ein Minnesangturnier oder das mittelalterliche Burgfest statt.

Der Burghof bietet Platz für Freilichtkonzerte oder Märkte, das Königszimmer mit max. 70 Plätzen eignet sich ideal für Konzerte oder Vorträge und wer sich in mittelalterlicher Umgebung weiterbilden möchte, dem stehen sogar Seminarräume zur Verfügung.

Burg Falkenstein diente der DEFA oft als Kulisse für Verfilmungen. So wurden hier unter anderem »Spuk unterm Riesenrad« oder »Schnee-weißen und Rosenrot« gedreht.

Heute ist die Burg ein beliebtes Ausflugsziel, doch wie war das früher?

Die Geschichte der Burg Falkenstein



Die Burg Falkenstein ist bereits die zweite Burganlage mit diesem Namen. Der Alte Falkenstein, dessen Mauerreste in unmittelbarer Nähe der heutigen Burg noch zu sehen sind, wurde wahrscheinlich nach der Schlacht von Welfesholz von den Sachsen zerstört. Der auf ihr lebende Graf von Winzenburg, einer der Hauptleute des kaiserlichen Heeres, war den siegreichen Sachsen wohl ein Dorn im Auge.

Wenige Jahre nach der Zerstörung begannen die Edelfherren von Konradsburg mit dem Bau der neuen Burg. Im Jahre 1120 wurde Burchard II. von Falkenstein bzw. von Konradsburg der erste Herr auf dem neu errichteten Falkenstein. Bis zur Fertig-

stellung der Burg im Jahr 1142 wurden noch beide Namen verwendet, danach nur noch von Falkenstein. Der Grund für den Neubau der Burg und damit der Verlegung des Wohnsitzes war für die Konradsburger sicher die günstige Lage im dichten Wald auf dem Bergsporn, die eine Verteidigung der Burg begünstigte. Die Konradsburg lag deutlich offener. Nach der Fertigstellung des Falkenstein stifteten die Konradsburger das Kloster Konradsburg. Man vermutet, dass sie es aus reiner Frömmigkeit taten, was zu dieser Zeit nichts Ungewöhnliches war. Wirtschaftliche Gründe lagen wahrscheinlich nicht vor, da ihre Herrschaft Allodialbesitz war, echtes und vererbbares Eigentum der Familie.

Ab 1155 wurde erstmals im Zusammenhang mit Burchard III., ein Sohn Burchard II., der Titel Graf von Falkenstein erwähnt. Über die Verleihung des Titels ist nichts überliefert. Aber die Grafschaft dehnte sich schon bald beträchtlich aus. Hoyer von Falkenstein teilte die Grafschaft zwischen 1211 und 1250. Dieser Graf sorgte dafür, dass Eike von Repgow, der in askanischen Diensten stand, auf Burg Falkenstein den Sachsenspiegel niederschrieb. Man geht heute davon aus, dass er ihn auch zu dieser Zeit dort verfasste.

In der Folgezeit drohte das Geschlecht der Falkensteiner immer wieder auszusterben. Otto IV. heiratete Luitgart von Arnstein, was die Herrschaft und die Burg Arnstein in den Besitz des Grafen von Falkenstein brachte. Ihr erster Sohn Friedrich starb jedoch 1310 kinderlos. Der zweite Sohn Burchard IV. war zu diesem Zeitpunkt schon Domherr zu Halberstadt, doch unter diesen Umständen durfte er sein geistliches Amt aufgeben und heiraten. Doch auch diese Ehe blieb kinderlos, denn kurz nach der Hochzeit verstarb seine Frau Hedwig.

Daraufhin schenkte Burchard IV. den gesamten Allodialbesitz dem Halberstädter Hochstift.

Graf Albert von Regenstein, verheiratet mit Oda von Falkenstein, erhob nach dem Tod Burchard IV. im Jahr 1334 Anspruch auf die Grafschaft Falkenstein. Er eroberte die Burg gewaltsam, konnte sie aber nicht halten. Daraufhin besetzte der Bischof von Halberstadt die Burg mit seinen Leuten.

Zwischen 1425 und 1437 überließ man die Burg pfandweise dem Grafen von Mansfeld. 1437 verkaufte das Halberstädter Stift die Burg an die Familie von Asseburg. Die Herren von Asseburg gaben der Burg ihre heutige Form und erweiterten die Burgranlage und bauten diese aus.

Im Dreißigjährigen Krieg, 1625, wurde die Burg von Wallensteins Truppen besetzt. Bis 1643 lagerten immer wieder wechselnde Besatzungstruppen auf der Burg. Dass es dabei zu keinen nennenswerten Zerstörungen kam, grenzt fast an ein Wunder.

Im 18. Jahrhundert gaben die Asseburger die Burg Falkenstein als Wohnsitz auf und zogen sich in ihr nahegelegenes Schloss in Meisdorf zurück. Für den baulichen Erhalt der Burg Falkenstein wurden kaum noch Mittel ausgegeben.

Erst 1826, im Zeitalter der Romantik, begannen am Falkenstein die nötigen Ausbesserungsarbeiten und die Burg wurde zum Jagdschloss.



Im 2. Weltkrieg wurde die Burg von Tieffliegern beschossen und anschließend am 17. April 1945 von amerikanischen Truppen besetzt. Wie schon im Dreißigjährigen Krieg nahm die Burg dadurch kaum Schaden.

Während der Bodenreform in der sowjetischen Besatzungszone wurde die Familie von der Asseburg enteignet.

Seit 1946 kann man das Museum der Burg Falkenstein besichtigen.

Mit der Gründung der Stiftung Schlösser, Burgen und Gärten Sach-

sen-Anhalts im Jahr 1996 wurde die Burg ein Teil der Stiftung.
Im Jahr 1997 eröffnete die Sachsenspiegelausstellung.



Quellen:

- www.harz-saale.de mit freundlicher Genehmigung von Birk Karsten Ecke
- www.dome-schloesser.de

Bilder der Burg: Archiv der Autorin, Postkartenblock aus dem Jahr 1972

Bild Sachsenspiegel: Die Wahl des Königs, gemeinfreies Bild, entnommen aus www.wikipedia.org

Copyright © 2008 by Anke Brandt